

II Soziale Grenzen und Grenzbearbeitungen (Lukas Otterspeer)

Im Zweifel für den Zweifel
Das Zaudern und den Zorn
Im Zweifel fürs Zerreißen
Der eigenen Uniform

Im Zweifel für den Zweifel
Und die Unfassbarkeit
Für die innere Zerknirschung
Wenn man die Zähne zeigt
Im Zweifel fürs Zusammenklappen
Vor gesamtem Saal
Mein Leben wird Zerrüttung
Meine Existenz Skandal

Tocotronic

Das vorliegende Kapitel legt unseren sozialtheoretischen Umgang mit den Begriffen *soziale Grenze* und *Grenzbearbeitung* offen und entwickelt auf diesem Weg ein Konzept multiperspektivischer Forschungspraxis. Wir beginnen mit einem *sozialtheoretisch unterbestimmten Verständnis sozialer Grenzen*. Über diesen Weg geht es uns um eine Fassung von Grenzen, die sich einer spezifischen sozialtheoretischen Festlegung entzieht. Die damit verbundene Idee ist, ganz unterschiedliche alltägliche Erfahrungen an sozialen Grenzen ohne sozialtheoretische Festlegungen begrifflich fassbar zu machen. Dass *soziale Grenzen im Alltag erfahren werden*, zeigen wir beispielhaft über autosozioanalytische Erzählungen und systematisierende Zugänge. Daran anknüpfend legen wir dar, wie, ausgehend von einem unterbestimmten Begriff sozialer Grenzen und mit diesen beschriebenen Erfahrungen, in ein *sozialtheoretisches doing theory sozialer Grenzen* eingestiegen werden kann. Unser Vorgehen zielt hier auf eine Forschungspraxis, die über hergestellte Brüche zum alltäglichen wie auch zum wissenschaftlichen common sense Multiperspektivität herstellt. Unsere Ausführungen in den folgenden drei Kapiteln explizieren somit unsere Methodologie einer sozialtheoretisch multiperspektivischen Forschungspraxis. Daran anschließend geben wir einen Überblick zu *erziehungswissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit sozialen Grenzen und Grenzbearbeitungen* und setzen diese zu unserer Forschungsperspektive in ein Verhältnis. Abschließend gehen wir auf die *erkenntnistheoretische Verortung unseres Zugangs* ein, den wir als postfundamental beschreiben.

Unterbestimmte soziale Grenzen und Grenzbearbeitungen

Das unserer Arbeit zugrundeliegende unterbestimmte Verständnis sozialer Grenzen umfasst a) eine erkenntnistheoretische und b) eine sozialtheoretische Setzung.

a) *Erkenntnistheoretisch* gehen wir davon aus, dass die Betrachtung der Welt auf Unterscheidungen angewiesen ist. Um etwas wahrnehmen zu können, muss es von anderem unterschieden werden. »Die Entitäten differieren also nicht einfach von selbst, die Unterscheidungen differieren sie. Sie schaffen einen ersten, minimalen Abstand zwischen zwei (Mengen von) Objekten« (Hirschauer 2021, S. 157). Ähnlich formulieren es Michèle Lamont und Virág Molnár (2002, S. 168), wenn sie von symbolischen Grenzen sprechen: »Symbolic boundaries are conceptual distinctions made by social actors to categorize objects, people, practices, and even time and space. They are tools by which individuals and groups struggle over and come to agree upon definitions of reality.« Unterscheidungen sind eine Voraussetzung von Erkenntnis – im Sinne alltäglicher Erfahrung und wissenschaftlicher Forschung, die gleichermaßen auf Begriffe angewiesen sind. Unterscheidungen sind jedoch nicht notwendig mit sozialen Ein- und Ausschlüssen oder sozialen Ordnungen verbunden (zum Beispiel die Unterscheidung zwischen rund und eckig oder lila und pink), weshalb allein aus dem erkenntnistheoretischen Argument kein Verständnis sozialer Grenzen folgt.

b) An dieser Stelle wird ein *sozialtheoretisches* Argument notwendig (Haker und Otterspeer 2024).

Sozialtheorien legen mit Gesa Lindemann (2016, S. 21) fest, »was gemäß der Kriterien der jeweiligen Sozialtheorie als ein soziales Phänomen identifiziert wird«. Mit Praktiken (zum Beispiel in einem bourdieuschen Verständnis), Kommunikation (zum Beispiel in einem luhmannschen Verständnis) oder Diskursen (zum Beispiel in einem foucaultschen Verständnis) sind zum Beispiel sozialtheoretische Ansätze genannt, die Soziale jeweils spezifisch bestimmen und folglich auch in unterschiedlicher Weise festlegen, was zum empirischen Datum wird. Sozialtheorien eröffnen folglich unterschiedliche Perspektiven auf das Soziale, die hinsichtlich ihrer Kohärenz, der Anwendbarkeit und der Produktivität im Forschungsprozess überzeugen können, die allerdings nicht ontologisch im Sozialen gründen. Sozialtheorien sind also nicht mit der Wirklichkeit zu verwechseln, sie fungieren als »*beobachtungsleitende Annahmen*« (Kalthoff 2019, S. 12). Sozialtheorie »reklamiert für sich selbst *nicht: Widerspiegelung* der kompletten Realität des Gegenstandes. *Auch nicht: Ausschöpfung* aller Möglichkeiten der Erkenntnis des Gegenstandes. *Daher auch nicht: Ausschließlichkeit* des Wahrheitsanspruchs im

Verhältnis zu anderen, konkurrierenden Theorieunternehmungen « (Luhmann 2021, S. 9). Dennoch sind Sozialtheorien insofern ihrem Anspruch nach universell, als dass sie das Soziale als Ganzes und nicht nur in Ausschnitten (zum Beispiel in Bezug auf einen bestimmten Bereich der Gesellschaft) zu bestimmen beanspruchen. Dieser Anspruch steht insofern in Frage, als »dass Sozialtheorien Konzepte enthalten, etwa von Subjektivität oder Beziehungen zwischen Subjekten, deren Eigenschaften durch die Denkmöglichkeiten derjenigen Gesellschaft bestimmt sind, in der sie formuliert werden« (Lindemann 2016, S. 31). Auch aufgrund dieses historisch-kontextuellen Bias von Sozialtheorien halten wir es für wichtig, Wege in eine multiperspektivische Forschungspraxis zu finden, mit der zumindest das Versprechen verbunden ist, über den Einstieg in andere Sozialtheorien in den eigenen Denkgewohnheiten irritiert zu werden.¹

An dieser Stelle geht es uns um ein sozialtheoretisches Verständnis sozialer Grenzen, das in dem Sinne unterbestimmt ist, als dass es nicht auf eine Sozialtheorie festgelegt ist. Es geht also um ein sozialtheoretisches Basisverständnis sozialer Grenzen, das in ganz unterschiedliche sozialtheoretische Richtung gehend konkretisiert werden kann und offen beziehungsweise anschließbar ist an Alltagserfahrungen an sozialen Grenzen.

Wann ist nun nicht mehr von Unterscheidungen (wie zu (a) dargestellt), sondern von sozialen Grenzen zu sprechen? Sozialtheoretisch betrachtet fassen wir Unterscheidungen dann als *soziale Grenzen*, wenn sie mit Strukturierungen des Sozialen einhergehen, wenn soziale Ordnungen emergieren (Lamont und Molnár 2002; Kroneberg 2014). In ihrer Auseinandersetzung tragen Lamont und Molnár (2002, S. 169) beispielsweise folgende Bereiche sozialer Grenzziehung zusammen: »(a) social and collective identity; (b) class, ethnic/racial and gender/sexual inequality; (c) professions, science and knowledge; and (d) communities, national identities, and spatial boundaries.« Hirschauer (2021, S. 156) unterscheidet zwischen Formen der Humandifferenzierung zum Beispiel im Sinne des Kategorisierens entlang von gender oder race, der »Differenzierung von Teilsystemen (bzw. Feldern) und Klassen sowie der sozialen Differenzierung von Systembildungsebenen (Pollack 2016) bzw. Gesellungsformen

- 1 Für Zima (2017, S. 61) tendieren Theoretiker:innen dahin, »sich monologisch mit der Wirklichkeit zu identifizieren und zu vergessen oder zu verschweigen, daß sie von *kontingenten und partikularen Standpunkten* ausgehen und folglich nur *kontingente Konstruktionen* der Wirklichkeit hervorbringen können.« Ein Umgang mit dieser Problematik identifiziert Zima (ebd., S. 62) zwar nicht in einer multiperspektivischen Forschungspraxis, allerdings in einem Dialog zwischen Theorien, in welchem Theorien »als *partikulare Konstruktionen einer ambivalenten, vieldeutigen Wirklichkeit*« aufgefasst werden (siehe Kapitel 5 für eine In-Verhältnissetzung zu dem hier von uns verfolgten Zugang).

wie Interaktionen, Gruppen, Netzwerken, Organisationen usw. (Hirschauer 2015)«. In seiner Auseinandersetzung mit *Grenzen der Demokratie* differenziert Stephan Lessenich (2019, S. 37) »vier Achsen sozialer Schließung«:

1. der Konflikt zwischen den Besitzenden und den Nicht-Besitzenden (*vertikale Achse*),
2. der von diesem strukturierte Konflikt unter den Nicht-Besitzenden selbst (*horizontale Achse*)
3. die wiederum quer zu diesen beiden Achsen liegende Konfliktstruktur zwischen Staatsbürger:innen und Nicht-Staatsbürger:innen (*transversale Achse*) sowie
4. der den genannten Konflikten unterliegende, gleichsam hinter ihnen stehende Konflikt um die gesellschaftlichen Naturverhältnisse (*externale Achse*).

Diese sich teilweise überlappenden, sich aber auch ergänzenden und nicht vollständigen Aufzählungen machen deutlich, dass soziale Grenzen zwischen ganz unterschiedlichen Entitäten verlaufen – zum Beispiel zwischen Subjekten (etwa Mann, Frau und nicht-binär), Gruppen (zum Beispiel Dortmund-Fans und Schalke-Fans), Organisationen (zum Beispiel Schule und Hochschule), Feldern/Systemen (zum Beispiel Politik und Wissenschaft), Klassen (zum Beispiel Proletariat und Kapital) sowie Nationalstaaten (zum Beispiel Brasilien und Niederlande). So verstanden haben soziale Grenzen Sortierungen des Sozialen zur Folge, die, ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, entlang von *hier-dort* (zum Beispiel die Grenze zwischen zwei Orten), *innen-außen* (zum Beispiel Grenzen einer Organisation), *fremd-eigen* (zum Beispiel Grenzen zwischen Sprachen), *Wir-Die* (zum Beispiel Grenzen einer Subkultur), *Haben-Nicht-Haben* (zum Beispiel Grenzen zwischen Eigentum) und/oder *Vergangenheit-Zukunft* (zum Beispiel Grenzen zwischen Epochen) Logiken verlaufen können (Haker und Otterspeer 2024). Grenzen können folglich zwischen Entitäten verlaufen, die sich mehr oder weniger auf Augenhöhe begegnen, sie produzieren aber auch Ausschlüsse und Asymmetrien, etwa im ungleichen Zugang zu Ressourcen, sowie Hierarchien etwa im Sinne unterschiedlicher Statusgruppen an Hochschulen. Diese ganz unterschiedlichen Erscheinungsformen von Grenzen machen den Begriff analytisch spannend, ist er doch geeignet, das Soziale in seiner Komplexität erschließen zu können. Oder anders formuliert: der Begriff der sozialen Grenzen ist in seiner Formalität auf ganz unterschiedliche Gegenstandsbereiche des Sozialen analytisch anwendbar beziehungsweise für diese Bereiche konstitutiv. Er ist dafür geeignet, unterschiedliche soziale Ordnungen analytisch in den Blick zu nehmen. Vor diesem Hintergrund ist es nachvollziehbar, wenn der Kategorie der Grenze zugesprochen wird, »eine Universalie« (Kleinschmidt 2011, S. 9) zu sein, »zu

den Konstanten menschlichen Denkens und Handelns« (Kleinschmidt 2014, S. 3) zu gehören und daher eine »anthropologische Notwendigkeit« (Kroneberg 2014, S. 9) darzustellen.

Im Folgenden möchten wir vier Eigenschaften eines sozialtheoretischen Grenzbegriffs hervorheben, denen wir Bedeutung jenseits einer sozialtheoretischen Konkretisierung zusprechen – und die damit das unterbestimmte Verständnis sozialer Grenzen konkretisieren. Dabei beanspruchen wir nicht Vollständigkeit – und betrachte das hier entwickelte unterbestimmte Verständnis sozialer Grenzen folglich als erweiterbar.

Erstens gehen wir auf den *Vollzugscharakter* (Bröckling et al. 2015, S. 28) sozialer Grenzen ein. Um Geltung zu beanspruchen, bedürfen soziale Grenzen der fortlaufenden sozialen (Re)Produktion.

Wirklichkeitsbereiche sind nur solange getrennt, wie sie durch reale Operationen separiert werden. Mit anderen Worten: Grenzen existieren nur *in actu*. Differenzen bedürfen der Wiederholung, der Iteration, des Anschlusses, ansonsten zerfallen sie. Und mit jedem Vollzug verschieben sie sich leise. [...] Da Grenzen stets von neuem gezogen, bestätigt, gekerbt werden müssen, besteht immer die Möglichkeit dazwischentreten, ihren Verlauf neu auszuhandeln, sie für den Augenblick außer Kraft zu setzen, um flexibel auf Ausnahmesituationen reagieren zu können. (ebd.)

Dieser Vollzugscharakter kann sich unbewusst und langsam (zum Beispiel im Sinne sich in leichten Variationen ereignenden Praktiken), intentional (zum Beispiel in sozialen Bewegungen) und disruptiv (zum Beispiel in Krisen) zeigen (wobei sich intentionale und unbewusste/latente Grenzbearbeitungen ergänzen oder auch zuwiderlaufen können) (Kleinschmidt 2014). Auch Grenzen wie Flüsse oder Bergketten, die als natürlich wahrgenommen werden, erlangen erst in einem bestimmten sozialen Kontext, an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit die Bedeutung einer spezifischen Grenze (Kleinschmidt 2011). Der Vollzugscharakter von Grenzen ist in zweifacher Hinsicht für unsere Forschung bedeutsam. Zum einen ist er Gegenstand der Forschung – zum Beispiel, wenn extrem rechte Grenzbearbeitungen zur Wissenschaft Gegenstand der Analyse sind. Zum anderen zeigt sich dieser Vollzugscharakter auch in der Forschungspraxis selbst. So hebt Hirschauer (2021, S. 165) hervor, dass »Akte der Unterscheidung [...] für die Unterscheidenden meist keine neutralen Operationen im Gegenstandsbereich [sind], sie platzieren sie auch selbst auf eine Seite.« Bezogen auf wissenschaftliche Praxis stellen sich so etwa die Fragen, wie reflektiert werden kann, welche Grenzziehungen im Forschungsprozess an den Gegenstand angelegt werden (Produktionszusammenhang von Wissen) und wie das produzierte Wissen selbst wiederum in seiner Verwendung an Grenzziehungen beteiligt ist (Rezeptionszusammenhang von Wissen).

Zur zweiten Eigenschaft (Haker und Otterspeer 2024): Mit *boundaries of things* vs. *things of boundaries* trifft Andrew Abbott (Abbott 1995a, 1995b; Karafillidis 2010; Prietl und Ziegler 2017) eine zentrale Leitunterscheidung für sozialtheoretische Perspektivierungen von sozialen Grenzen. Die Perspektive *boundaries of things* geht von sozialen Entitäten aus und fokussiert dann ihre Grenzen und Grenzkonflikte. Wenn etwa Gieryn (1983) Wissenschaft als Entität setzt um dann das boundary-work zum jeweiligen Außen zu untersuchen, folgt er dieser Perspektivierung (Prietl und Ziegler 2017). Mit *things of boundaries* wendet sich der Blick – »Boundaries come first, then entities« (Abbott 1995b, S. 860). Ausgangspunkt der Beobachtung sind hier lokale Unterscheidungspraktiken – »sites of difference« (ebd., S. 862). Diese lassen sich mit Abbott potenziell zu einer Grenze zusammenziehen. Über das Verbinden von Grenzpunkten kann – »if we can find some assignment of all the points« (ebd., S. 861) – eine soziale Entität emergieren. Abbott (1995a, 1995b) nennt die Entstehung der Sozialen Arbeit in den Vereinigten Staaten als ein Beispiel (Karafillidis 2017; Prietl und Ziegler 2017). Ausgehend von unverbundenen lokalen Grenzziehungen zwischen Gruppen, etwa mit Bezug auf Gender, Ausbildung und kirchlicher Zugehörigkeit, bildete sich ein spezifisches Verständnis der Sozialen Arbeit heraus, als diese lokalen Grenzziehungen über die konkreten Orte und Arbeitskontexte hinweg miteinander verbunden wurden (Abbott 1995a). Solche Grenzziehungen sind allerdings offen für Veränderungen, etwa dann, wenn sich Berufsfelder akademisieren. Die zweite Eigenschaft eines sozialtheoretischen Grenzbegriffs lässt sich so zusammenfassen, dass soziale Grenzen entweder über das Setzen von Entitäten bedeutsam werden oder dass Grenzziehungen andersherum erst bestimmte Entitäten hervorbringen.

Drittens kommt sozialen Grenzen die Eigenschaft zu, Entitäten zu *relationieren*. Der sozialwissenschaftliche Begriff der Relationalität macht deutlich, »dass prinzipiell keine soziale Einheit als selbstverständlich hingenommen werden kann und deshalb alle interessierenden Phänomene, also auch Handlungen, Akteure, Normen, Rollen und Institutionen, als Effekte einer bestimmten Relationierung von Relationen begriffen werden müssen« (Karafillidis 2010, S. 69). Oder anders: »Kein Eigenes ohne ein Fremdes, kein Innen ohne ein Außen« (Weyand et al. 2006, S. 9). Grenzen definieren sich folglich »in erster Linie in Abhängigkeit zu dem [...], was sie einerseits unterscheiden und andererseits in ein Verhältnis zueinander setzen« (Kleinschmidt 2014, S. 3). Gieryn (1983) zeigt beispielsweise in historischen Analysen, wie Wissenschaftler:innen zum Beispiel in Abgrenzung zu Religion ihr Selbstverständnis entwickelten. Und postkoloniale Studien arbeiten heraus, wie die europäische Selbstbeschreibung als zivilisiert und aufgeklärt gerade über die Figur der als nicht-aufgeklärt und nicht-zivilisiert gedachten Anderen funktioniert hat

und funktioniert. Soziale Grenzen lassen sich folglich als spezifische Relationierung, als In-Verhältnis-Setzung der jeweils unterschiedenen Entitäten analytisch in den Blick nehmen.

Viertens und daran anschließend haben soziale Grenzen eine *trennende* und eine *verbindende Funktion*. Die trennende Funktion liegt auf der Hand: Soziale Grenzen können Abstände vergrößern, indem sie rigoros verteidigt werden. Grenzen verbinden aber auch, indem sie die voneinander abgegrenzten Seiten in spezifischer Weise miteinander ins Verhältnis setzen (Karafilidis 2010). Grenzen können überschritten werden, es kann ein Austausch über Grenzen hinweg stattfinden, Bündnisse können geschlossen werden (Parr 2008; Wokart 1995). Mitunter sind solche Grenzüberschreitungen an (implizite) Anforderungen gebunden – zum Beispiel an Zertifikate für den Zugang zur Hochschule oder auch an habituelle Anpassungen im Sinne einer Adaption an akademische Gepflogenheiten. Grenzen haben, das macht dieses Beispiel deutlich, häufig einen selektiven Charakter, sie ermöglichen nicht allen Entitäten gleichermaßen den Übergang. Dies zeigt sich auch in der unterschiedlichen Wertigkeit von Reisepässen oder der Bindung eines Studienplatzes an eine bestandene (und mitunter sehr gute) Hochschulreife. »Wer oder was Grenzen überschreiten darf, ist [folglich] abhängig von Machtkonstellationen, die kontingent und historisch variabel sind« (Kleinschmidt 2011, S. 11). So sind etwa nationalstaatliche Grenzen als »machtvolle *Sortiermaschinen der globalisierten Welt*« zu fassen, die die Funktion erfüllen, »nur die gewünschte Mobilität zuzulassen und unerwünschte zu kontrollieren, gegebenenfalls abzuwehren« (Mau 2022, S. 15). Grundsätzlich sind solche Machtkonstellationen denkbar, in denen Grenzen Bereiche auf einer Ebene unterscheiden als auch solche, die Ausdruck von Hierarchien und Asymmetrien sind. Diese Grenzen können auf unterschiedlichen Ebenen des Sozialen betrachtet und erfahren werden – etwa aus einer gesamtgesellschaftlichen Perspektive, wenn funktionale Ausdifferenzierung oder soziale Klassen von Bedeutung sind, oder aus einem Zugang, der einzelne Biographien betrachtet. Sie können »sowohl als scharfer Einschnitt gedacht werden [...] als auch als ein dehnbare Ort der Überschreitungen« (Kleinschmidt 2014, S. 4). Und mitunter trifft auf sie beides zu. So können Grenzen von Nationalstaaten als dünne Linien bedeutsam werden, als Schild am Straßenrand, als Schlagbaum, der passiert werden kann, oder als nur unter Lebensgefahr zu überwindende Grenzanlage. Dass sich Grenzen von Nationalstaaten nicht auf die sie umkreisende Linie und auf Grenzanlagen beschränken, wird deutlich, wenn zum Beispiel Menschen ohne Papiere von gesellschaftlicher Teilhabe ausgeschlossen werden, wenngleich sie die Außengrenze passiert haben (ebd.).

Unsere Überlegungen bis hierhin rekapitulierend möchten wir das folgende unterbestimmte Begriffsverständnis sozialer Grenzen festhalten

(Haker und Otterspeer 2024): *Soziale Grenzen fassen wir als räumliche, zeitliche, gegenständliche, symbolische und verkörperte, in Handlungen, Praktiken, Kommunikationen oder Diskursen herausgebildete Unterscheidungen, die Sortierungen des Sozialen zur Folge haben. Sie konstituieren sich im Vollzug und können in diesem verändert werden beziehungsweise an Bedeutung verlieren und sich auflösen; sie verlaufen zwischen gesetzten Entitäten (boundaries of things) und/oder bringen Entitäten hervor (things of boundaries); sie relationieren die begrenzten Entitäten auf spezifische Weise; und haben dabei eine trennende, aber auch verbindende Funktion.*

Diese sozialtheoretische Definition ist so formal und in den begrifflichen Andeutungen sowie Kontaminationen weit gefasst beziehungsweise unterbestimmt, dass sie noch nicht auf eine bestimmte Sozialtheorie festgelegt ist.

Erfahrene soziale Grenzen und Grenzbearbeitungen

Um in eine multiperspektivische Praxis einzusteigen, gehen wir erfahrungsorientiert vor.² Zunächst gehen wir davon aus, dass Erfahrungen an sozialen Grenzen für den Alltag konstitutiv sind. »Grenzen werden *erlebt* [...] und sie werden *behandelt*, und zwar nicht nur in Ausnahmefällen, sondern als konstitutives Element sozialer Wirklichkeiten, die die Beteiligten dadurch im (Arbeits-)Alltag anerkennen und – mal bestätigend, mal abweichend – reproduzieren« (Karafillidis und Hoebel 2020, S. 202). Soziale Grenzen sind folglich »nicht bloß ein abgeleitetes soziales Phänomen, sondern liegen jeder Praxis und jedem Verständnis des Sozialen zu Grunde« (Karafillidis 2010, S. 70). Soziale Verhältnisse weisen immer eine gewisse Limitierung auf, was in unterschiedlicher Weise offensichtlich/explicit sein kann (ebd.). Auch das erfahrende Subjekt wird aus dieser Perspektive »durch die Erfahrung zum Subjekt der Erfahrung« (Haker 2020, S. 16). In ähnlicher Weise formuliert Abbott (1995b, S. 863): »Previously-constituted actors enter interaction but have no ability to traverse the interaction inviolable. They ford it with difficulty and in it many disappear. What comes out are new actors, new entities, new relations among old parts.«

Im Folgenden zielt dieses Kapitel darauf ab, zu zeigen, wie soziale Grenzen Gegenstand alltäglicher Erfahrung sein können. Hierfür gehen wir erstens auf soziale Grenzen in Autosozioanalysen ein (a). In einem nächsten Schritt fokussieren wir wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit Prozessen sozialer Grenzziehung (b). Abschließend argumentiere wir, dass es gerade die Ubiquität, Mehrschichtigkeit und alltagssprachliche als auch analytische Verwendung des Grenzbergriffs ist, die einen Einstieg in eine multiperspektive sozialwissenschaftliche Praxis über die Auseinandersetzung mit sozialen Grenzen möglich und erkenntnisreich macht (c).

a) Anhand von *Autosozioanalysen* lässt sich zeigen, dass Erfahrungen an und mit sozialen Grenzen konstitutiv für das Soziale sind. Für das Genre der Autosozioanalyse finden sich unterschiedliche Bezeichnungen – und zwar in autosozioanalytischen Texten selbst als auch in der wissenschaftlichen Thematisierung dieser Textform (Blome et al. 2022; Haker und Otterspeer 2022). Didier Eribon, dessen Buch »Rückkehr nach Reims« (Eribon 2017b) für die jüngste Konjunktur und

- 2 Mit diesem Vorgehen brechen wir mit der naheliegenden Intuition, Multiperspektivität sei so herzustellen, dass der Reihe nach unterschiedliche Perspektiven (etwa zu einer Grenzkonstellation) zur Kenntnis genommen werden müssen. Wir beginnen paradoxerweise mit der partikularen Erfahrung. Diese ist dann Ausgangspunkt für ein *doing theory*, im Zuge dessen sich die erfahrenen Grenzen/Grenzkonstellationen ganz anders zeigen können.

Thematisierung dieses Genres zentral ist (Blome et al. 2022), verwendet den Begriff der »Autosozioanalyse« (Eribon 2017a, S. 20), spricht aber auch von »Selbstanalyse und [...] Sozioanalyse« (Eribon 2018, S. 63). Im wissenschaftlichen Diskurs finden sich Bezeichnungen wie »Selbstethnografien« (Reckwitz 2017, S. 359), »Autosozio-biographie« (Blome et al. 2022; Spoerhase 2018) oder »autosozio-biographische Berichte« (Jaquet 2018, S. 25). Zu diesem »Genre in the making« (Blome et al. 2022, S. 1) finden sich vorläufige Kanonisierungen (Jaquet 2018; Rieger-Ladich und Grabau 2018; Spoerhase 2018) als auch eine Praxis des Querverweizens zwischen autosozioanalytischen Texten (siehe etwa Ernaux (2019b) zu Bourdieu, Eribon (2017a) zu Ernaux und Dröscher (2018) sowie Louis (2016) zu Eribon).

In autosozioanalytischen Texten werden Milieuwechsel, Klassenflucht und Bildungsaufstiege thematisiert, die über eine Rückwärtsbewegung, etwa über die tatsächliche »Rückkehr zum sozialen Herkunftsmilieu in der erzählten Gegenwart« (Blome et al. 2022, S. 6; Haker und Otterspeer 2022), in der Auseinandersetzung mit Fotos, Liedtexten und über Erinnerungen, Gegenstand von Reflexionen sind. Dabei werden unterschiedliche soziale Grenzziehungen relevant. Die Autor:innen lassen sich in unterschiedlichen zeit-räumlichen Kontexten verorten, schreiben etwa in Bezug auf gender, class, race und sexuality aus unterschiedlichen sozialen Positionen und sind mal eher dem weiter gefassten Kultur-, mal eher dem enger gefassten Wissenschaftsbetrieb zuzuordnen beziehungsweise bewegen sich zwischen diesen gesellschaftlichen Feldern (siehe etwa hooks (2020), Ernaux (2019a), Dröscher (2018), Eribon (2017b) und Louis (2016)). Das Genre der Autosozioanalyse lässt sich auch hinsichtlich der genutzten Schreibstile als Grenzbearbeitung verstehen (Blome et al. 2022). Es umfasst sowohl wissenschaftliche als auch literarische Texte. Leser:innen werden damit auf unterschiedlichen Ebenen angesprochen – es wird theoretisiert, argumentiert und erklärt, zugleich werden aber auch über literarische Passagen ästhetische Erfahrungsräume eröffnet, mit denen das Potential einhergeht, »uns [als Leser:innen] gegenüber unseren Erfahrungen noch einmal erfahrend zu verhalten« (Rieger-Ladich 2014, S. 353).³

Die für uns zentrale Eigenschaft von Autosozioanalysen zeigt sich darin, einen gesellschaftsanalytischen Blick auf das erzählende Subjekt zu

- 3 Literarische Texte in Wissenschaft zu nutzen, halten wir vor dem Hintergrund einer angenommenen Symmetrie zwischen Literatur und Wissenschaft für angemessen (Haker und Otterspeer 2022). »Kein Wissenschaftler kann heute [...] den Anspruch erheben, etwas so darstellen zu wollen, ›wie es wirklich ist. Wissenschaftliche wie literarische Wirklichkeitsdarstellungen sind *narrativ modelliert*; in beiden Fällen wird ein kulturelles Wissen schreibend *fabriziert* [...], allerdings ein je besonderes Wissen, erzeugt auf der Grundlage unterschiedlicher Konventionen mit ihren besonderen

eröffnen (Jaquet 2018; Blome et al. 2022; Haker und Otterspeer 2022; Amlinger 2022). Der Zugang, »das Leben oder das Schicksal eines Individuums im Verhältnis zu seinem Milieu als eine Produktion des Sozialen zu denken« (Jaquet 2018, S. 25), ermöglicht Distanzierungsbewegungen in zwei Richtungen:

Zum einen lässt sich das scheinbar Persönliche und Individuelle als Ausdruck konkreter gesellschaftlicher Verhältnisse denken und damit Distanz zur eigenen Existenz herstellen. So ermöglicht die autosozioanalytische Perspektive für Édouard Louis (2016) ein Verständnis der eigenen Kindheit, die das erfahrene Leid als homosexueller Junge über die sozialen Verhältnisse in den 90ern in einem Dorf in Nordfrankreich und nicht über ein Unvermögen der eigenen Eltern zu verstehen sucht (Louis 2018). Bezugnehmend auf Annie Ernaux erklärt Sarah Carlotta Hechler (2022, S. 19–20) »die Idee, Kollektives im Individuellen freizulegen, zur Grundlage« ihres Schreibens und grenzt diesen Zugang von psychologisierenden Perspektiven ab. Leser:innen ist damit das Angebot gemacht, »sich in den Texten wiederzufinden und dadurch die Isolation der eigenen schmerzvollen Erfahrungen zu überwinden« (ebd., S. 20).

Zum anderen ermöglicht der gesellschaftsanalytische Blick Distanzgewinne zu sozialen Determinismen, die zwar nicht ohne Weiteres in ihrer gesellschaftlichen Wirksamkeit aufgehoben, jedoch über ihre Reflexion bearbeitet werden können. Beispielsweise erkennt Didier Eribon (2017b, 2017a), dass die Scham für seine soziale Herkunft aus prekären Verhältnissen im Ankunftsmilieu des intellektuellen Paris zu einer Leerstelle in seiner soziologischen Arbeit geführt hat, womit er selbst einen Beitrag zur Reproduktion dieser Verhältnisse leistet. Im Erkennen dieses Mechanismus eröffnen sich jedoch andere Möglichkeiten der Thematisierung, die, schon in der expliziten Benennung von Scham aufgrund der eigenen sozialen Herkunft, einen Beitrag leisten können, soziale Grenzziehungen in ihrer Wirksamkeit offenzulegen und bearbeitbar zu machen.

Für Autosozioanalysen ist des Weiteren charakteristisch, dass sowohl zum Herkunftsmilieu als auch zum Ankunftsmilieu ein kritisch-reflexives Verhältnis eingenommen wird (Jaquet 2018), es also gerade *nicht* um die Erzählung eines oben angekommenen und das Ankunftsmilieu affirmierenden »*self made man*« (Blome et al. 2022, S. 8) geht. Daniela Dröcher (2020) spricht davon, *klassenquer* zu sein, sich also »immer mehr oder weniger im Dazwischen« zu befinden. Bezogen auf soziale

Realitäts- und Machteffekten« (Alkemeyer 2007, S. 12). In der Auseinandersetzung mit Erfahrungen an sozialen Grenzen auch auf literarische Texte zurückzugreifen, halten wir für produktiv, da »sie den Leser durch die Intensität des Erzählens *nachspüren* lassen, in welcher Weise Architekturen, Dinge oder das Verhalten einer Person die Stimmungen, Gedanken, Gefühle und Selbstwahrnehmungen einer anderen zu beeinflussen vermögen« (ebd., S. 20).

Grenzen sprechen wir dieser Position ein besonderes Erkenntnis- und Kritikpotential zu, da sich gerade im Überschreiten von sozialen Grenzen die Kontingenzen eigener sozialer Positionen und damit auch die Kontingenzen sozialer Grenzziehungen erfahren lässt (Amlinger 2022; Haker und Otterspeer 2019a). In der Auseinandersetzung mit Autosozioanalysen liegt folglich das Potential, auch etwas über solche sozialen Grenzen zu lernen, die im eigenen Erleben so selbstverständlich sind, dass sie gar nicht als Grenzen, die bearbeitet und überschritten werden können, erkannt werden.

Soziale Grenzen und Grenzbearbeitungen werden in Autosozioanalysen zusammengefasst auf der Ebene individueller Erfahrung als auch in ihrer gesellschaftlichen Bedeutung relevant. Zudem lassen sich Autosozioanalysen als Interventionen in gesellschaftliche Diskurse lesen, die etwa den sozialen Aufstieg im Sinne des *American Dreams* als das Ergebnis harter individueller Arbeit reduzieren und damit in die Verantwortung einzelner Personen legen. Autosozioanalysen betonen hingegen gesellschaftliche Verhältnisse, durch die sich Ungleichheit reproduziert und unterstreichen damit die Wirkmächtigkeit sozialer Grenzziehungen, die durch den jeweils konkreten Milieuwechsel oder Bildungsaufstieg eben nicht außer Kraft gesetzt, sondern, ganz im Sinne des Vollzugscharakters sozialer Grenzen, reproduziert werden (Blome et al. 2022). Soziale Grenzen sind damit nicht nur Gegenstand von Autosozioanalysen. Die Textform ist selbst als eine Form der Grenzbearbeitung – und damit ein Genre der Grenzbearbeitung *par excellence*. Im Folgenden greifen wir aus autosozioanalytischen Texten Beschreibungen von Erfahrungen an sozialen Grenzen heraus, um zu zeigen, wie soziale Grenzen Gegenstand alltäglicher Erfahrung sein können.

Annie Ernaux (2020a, S. 29) beschreibt sich, auf ihre Kindheit und Jugend zurückblickend, als Gefangene von »Schule, Familie, Provinz«, etwa hinsichtlich der tradierten Geschlechterrollen:

als Mann ständig etwas Schweres auf den Schultern tragen, einen Spaten, ein paar Bretter, einen Kartoffelsack oder auf dem Rückweg vom Markt ein müdes Kind

als Frau sich die Kaffeemühle zwischen die Oberschenken oder die Knie klemmen, Flaschen entkorken, einem Huhn den Hals durchschneiden, das Blut in einer Schüssel auffangen

laut und mit aggressiver Stimme sprechen, als müsse man sich gegen die ganze Welt auflehnen und das schon immer. (Ernaux 2019b, S. 30)

Daniela Dröscher, die als Kind aus München in ein Dorf in Rheinland-Pfalz zog, beschreibt mit dem Ortswechsel verbundene Erfahrungen des Ausschlusses. Ihre Freundinnen »hatten langes Haar und einen Pferdeschwanz. Ich sah mit meinem Kurzhaarschnitt ›wie ein Junge‹ aus. Alle hatten ein ›i‹ bzw. ›y‹ am Ende. Ich war die Einzige, die auf ›a‹ endete.

Alle redeten Dialekt. Ich sprach Hochdeutsch und war nicht im Dorf geboren, weshalb ich als ZUGEZOGENE galt« (Dröschler 2018, S. 61). Édouard Louis zeigt, wie ihn zwei Mitschüler mit der Frage »*Bist du der Schwule?*« (Louis 2016, S. 13) aufgrund seiner Sexualität ausgrenzen: »Indem sie die Frage aussprachen, schrieben sie sie mir ein, für immer, wie ein Stigma, jene Male, die die Griechen mit rotglühenden Eisen oder Messern den Körpern von Menschen beibrachten, die aus der Reihe tanzten, die für die Gemeinschaft gefährlich waren« (ebd.). bell hooks macht erstens deutlich, wie sie als Schwarze Schülerin im College durch ihre *weißen* Mitschülerinnen ausgrenzt wurde und zweitens durch ihre soziale Herkunft aus einfachen Verhältnissen auch von Schwarzen Professor:innen keine Anerkennung fand.⁴ »Selbst zur Elite zählend, waren sie nur daran interessiert, andere Eliten zu unterrichten. Arme Studierende wie ich, die über keinen nennenswerten Hintergrund verfügten, über den man hätte sprechen können, waren unsichtbar. Wir wurden weder von ihnen noch von anderen gesehen« (hooks 2020, S. 47). Didier Eribon nutzt die Metapher eines Schanks, um die Wirkmacht sozialer Grenzziehungen zu verbildlichen. Während sein Bildungsaufstieg ihm »das Coming-out aus dem sexuellen ›Schrank‹« (Eribon 2017b, S. 20) im Sinne der Möglichkeit, seine Homosexualität offen zu leben, ermöglicht habe, sei er in einen *sozialen* Schrank eingetreten: »Ausflüchte und das Verwischen von Spuren; sehr wenige Freunde, die Bescheid wissen und schweigen; je nach Situation und Gesprächspartner variierende Sprachregister; permanente Kontrolle der Gesten, Vokabeln und der Intonation, um ja nichts durchscheinen zu lassen, sich ja nicht zu ›verraten‹ usw.« (ebd., S. 20–21). Diese kursorischen Einblicke in Autosozialanalysen machen deutlich, wie soziale Grenzen sich räumlich (zum Beispiel Stadt-Land), körperlich (zum Beispiel Mädchenhaarschnitt-Jungenhaarschnitt), sprachlich (zum Beispiel Dialekt-Hochdeutsch), praktisch (Praktiken der Männer und Praktiken der Frauen) und/oder symbolisch (Homosexualität als Stigma) in der alltäglichen Erfahrung zeigen, wie sie unterschiedlich machtvolle Positionen in Relation setzen und jeweils bestimmte soziale Ordnungen herstellen.

In den Erzählungen wird auch der Vollzugscharakter sozialer Grenzen greifbarer. Zum Beispiel dann, wenn Annie Ernaux ausführt, dass ihre Mutter fortlaufend den Kontakt zu gleichaltrigen Jungen verhinderte.

- 4 Wir folgen mit der Großschreibung von »Schwarz« und der Kursivsetzung von »*weiß*« der deutschen Übersetzung von bell hooks (siehe hooks 2020, S. 8). Mit dieser Konvention wird darauf verwiesen, dass es sich erstens nicht um die biologische Benennung von Hautfarben handelt, sondern um soziale Positionen mit einer spezifischen Geschichte. Mit der Großschreibung von Schwarz ist zudem zum Ausdruck gebracht, dass es sich um eine Selbstbeschreibung handelt – etwa im Schwarzen Feminismus (Kelly 2022a) –, während *weiß* nicht im Sinne einer solchen Selbstbeschreibung verwendet wird.

Annie Ernaux schreibt über sich als Mädchen: »Sie weiß nicht, wie man mit ihnen [den Jungen] spricht, und fragt sich, wie die anderen Mädchen, die sie auf der Straße in Gespräche mit Jungen vertieft sieht, das machen« (Ernaux 2020b, S. 28). Édouard Louis gibt Einblick, wie er als Kind aufgrund der abwertenden Aussagen über seinen als nicht-männlichen eingeordneten Körper (auch in seiner Familie) den Entschluss fasste, »dick zu werden. Nach der Schule kaufte ich von Geld, um das ich meine Tante bat – meine Eltern hätten mir keines geben können –, Kartoffelchips und stopfte mich damit voll« (Louis 2016, S. 14). Didier Eribon (2017b, S. 160) beschreibt eine Schulszene, in der die Differenz zwischen Bürger- und Arbeiterkindern reproduziert wird:

Der Lehrer brachte Schallplatten mit und spielte uns irgendwelche Ausschnitte vor. Während die Bürgerkinder schwärmerische Mienen aufsetzten, machten wir Arbeiterkinder hinter vorgehaltener Hand alberne Witze, manchmal konnten wir uns auch gar nicht zusammenreißen, schwätzten laut und prusteten vor Lachen. All das trägt insgeheim dazu bei, dass jenen, denen es ohnehin schon schwerfällt, den sozialen Anforderungen des Schulbetriebs zu genügen, das Gefühl gegeben wird, sie gehören nicht dazu und seien dort irgendwie fehl am Platz.

Neben erfahrenen Ausschlüssen und Abwertungen geben die Texte auch Einblick in die Verschiebung sozialer Grenzen. Annie Ernaux führt aus, wie sich etwa mit der Legalisierung der Antibabypille neue Möglichkeiten der Selbstbestimmung als Frau öffneten. »Man ahnte, dass die Pille das Leben auf den Kopf stellen würde, man wäre seinem Körper nicht mehr hilflos ausgeliefert, man wäre frei, beängstigend frei, so frei wie ein Mann« (Ernaux 2019b, S. 94). Daniela Dröscher (2018, S. 154) zeigt, dass das Überschreiten von Grenzen mit Distanzierungen von und Abwertungen durch das Herkunftsmilieu einhergehen kann:

Nicht alle Freunde reagierten gelassen auf diese Wandlung. Besonders Betty wollte mir nicht erlauben, eine andere zu sein. Sie witterte den symbolischen Verrat. Ich tauschte die alte Zugehörigkeit ein gegen eine neue zu einer begehrteten, sozial höherstehenden Gruppe. Spöttisch beobachtete sie meinen inneren Kampf. So natürlich sich das Hochdeutsch einerseits an meiner neuen Schule anfühlte, so sehr kostete es mich Mut, diese Identität vor denjenigen zu behaupten, die mich als andere kannten, und der Entscheidung treu zu bleiben. In Bettys Gegenwart wählte ich meine Worte daher mit äußerstem Bedacht. Sie war eine Sprachpolizei, ihr spöttisches Lächeln fürchtete ich und konstruierte meine Sätze so, dass möglichst wenig Verben bzw. Infinitive, also Endungen auf ›-en«, darin vorkamen.

Ihre Studienzeit reflektierend führt Daniela Dröscher aus, wie sie »zwischen Hoch- und Trivialkultur harte Grenzen zu ziehen [begann]. Einen elitäreren Kunstbegriff, als ich ihn mit 17 hatte, kann man sich

kaum vorstellen [...]. Kunst war der Gegenentwurf zum Kapitalismus und zu konsumistischen (spieß-)bürgerlichen Hobbys wie Kreuzworträtseln, Fernsehen, Fußball oder Schreibern« (ebd., S. 168). Dabei betont Dröschler die damit verbundene Arbeit: »Ich musste arbeiten. [...] Meine soziale Identität war nur dann (halbwegs) stabil, wenn ich sie permanent durch wiederholte Bestätigung anderer legitimierte: Note um Note, Lob um Lob, Erfolg um Erfolg, in immer kürzeren Abständen« (ebd., S. 202–203). Auch Annie Ernaux betont die Distanzierung von ihrem Herkunftsmilieu, die mit ihrem Bildungsaufstieg einsetzte. Dabei beschreibt sie ihren Vater als einen »Fährmann zwischen zwei Ufern, bei Sonne und Regen. Vielleicht sein größter Stolz, sogar sein Lebenszweck: dass ich eines Tages der Welt angehöre, die auf ihn herabgeblickt hatte« (Ernaux 2019a, S. 94). Zugleich führt der von ihrem Vater gewünschte Erfolg an der Schule zu einer fortlaufenden Distanzierung von ihm. »Seine Wörter und Gedanken hatten im Französisch- oder Philosophieunterricht und auf den roten Samtsofas meiner Schulfreundinnen keine Gültigkeit.« (ebd., S. 70). Didier Eribon fasst für sich zusammen: »Wenn ich mich nicht selbst vom Schulsystem ausgrenzen wollte – beziehungsweise wenn ich nicht ausgegrenzt werden wollte –, musste ich mich aus meiner eigenen Familie, aus meinem eigenen Universum ausgrenzen« (Eribon 2017b, S. 159). Édouard Louis zeigt, wie sich an der weiterführenden Schule mit Kindern aus bürgerlichen Milieus andere Möglichkeiten öffneten, sich in seiner Körperlichkeit zu subjektivieren:

Alle wären sie in meiner Mittelschule als *Schwuchteln* bezeichnet worden
 Die Bürgerlichen gehen anders mit ihrem Körper um
 Sie definieren Männlichkeit anders als mein Vater, als die Männer aus
 der Fabrik
 (auf der Uni wird das noch viel augenfälliger, diese femininen Körper
 der intellektuellen Bürgerkinder) (Louis 2016, S. 204)

Wenngleich die zitierten Autosozioanalysen soziale Grenzen markieren, die im Zuge gesellschaftlichen Wandels (siehe das Beispiel zur Antibabypille bei Ernaux), des eigenen Bildungsaufstiegs oder der eigenen Klassenflucht verschoben oder überschritten wurden, ist ihnen auch zu entnehmen, dass diese Grenzen im Moment des Passierens nicht notwendig sichtbar waren. In der Betrachtung eines Fotos, das sie zusammen mit Freundinnen nach den universitären Abschlussprüfungen zeigt, reflektiert Annie Ernaux (2019b, S. 89):

Sie ist das mittlere der drei Mädchen, sie trägt einen Mittelscheitel nach dem Vorbild von George Sand, hat breite, nackte Schultern und ist die ›fraulichste‹. [...] Die beiden anderen Mädchen stammen aus dem Bürgertum. Sie fühlt sich nicht dazugehörig, stärker als die anderen und sehr allein. Wenn sie zu viel Zeit mit ihnen verbringt und mit ihnen auf Partys geht, hat sie das Gefühl, sich zu erniedrigen. Sie findet aber auch, dass sie

nichts mehr gemein hat mit der proletarischen Welt ihrer Kindheit und dem kleinen Geschäft ihrer Eltern. Sie hat die Seiten gewechselt, ohne zu wissen, welche, und wenn sie auf ihr bisheriges Leben zurückblickt, sieht sie nur zusammenhangslose Bilder.

Deutlich wird hier, dass Erfahrungen an sozialen Grenzen und auch eigene Grenzbearbeitungen nicht notwendig mit der Fähigkeit einhergehen, diese als solche erkennen und explizit benennen zu können. Soziale Grenzen können hier einerseits als »gläserne Barrieren« (Dröschler 2018, S. 30), deren Bewusstwerden mit Arbeit (die etwa soziale Bewegungen, Wissenschaftler:innen oder eben Autosozioanalysen leisten) verbunden ist, beschrieben werden. Andererseits kann mit Abbott (1995b) betont werden, dass soziale Grenzen sich erst in sozialen Prozessen zu solchen verdichten, das Ergebnis sozialer Grenzziehungen also nicht von vorne feststehen muss beziehungsweise sich in Operationen erst konkret herstellt.

Mit diesem kursorischen Ritt durch Autosozioanalysen möchten wir zum einen zeigen, dass soziale Grenzen in ihrer alltäglichen Bedeutung ubiquitär sind. Sie werden fortlaufend über Körper, Affekte, Praktiken, Sprache, Raum, Artefakte, Symbole etc. hervorgebracht und sedimentieren sich in diesen, sortieren auf diese Weise soziale Verhältnisse und können sich in diesem Prozess verändern beziehungsweise als Ergebnis andere/neue Formen des Sozialen konstituieren. Dabei ist zu betonen, dass Grenzüberschreitungen einzelner Personen und die Verschiebung von Grenzen aus ihrer Perspektive nicht gleichbedeutend mit gesellschaftlichen Grenzüberschiebungen sein müssen – im Gegenteil: soziale Grenzen, etwa zwischen arm und reich, werden durch den Übertritt einzelner Personen aktualisiert (Jaquet 2018). Zum anderen möchten wir deutlich machen, dass Sozialwissenschaftler:innen selbst Teil ihres Gegenstandes, nämlich des Sozialen, sind, und damit in ihren Gegenstandskonstruktionen nicht losgelöst von diesem gedacht werden können. Dies wird etwa dann deutlich, wenn Didier Eribon (Eribon 2017a) die Leerstellen seiner soziologischen Forschung zum Thema macht und zeigt, wie Forscher:innen mit bestimmten Begriffen, Theorien und Methoden selbst Grenzen bearbeiten und ziehen.

b) Wie soziale Grenzen in der Praxis (re)produziert werden, möchten wir im Folgenden anhand von zwei Zugängen konkretisieren – und damit die autosozioanalytische Reflexion von Erfahrungen an sozialen Grenzen um systematisierende Zugänge ergänzen. Erstens gehen wir auf eine Studie ein, die »Prozesse sozialer Ungleichheit aus mikrosoziologischer Perspektive« (Behrmann et al. 2018; Behrmann und Eckert 2017) zum Gegenstand hat. Zweitens nutzen wir die von Stefan Hirschauer (2021) herausgearbeiteten »Grundlinien einer Theorie der Humandifferenzierung«.

Für unser Argument, dass soziale Grenzen und Grenzbearbeitungen in der alltäglichen Praxis erfahren und im Vollzug hergestellt werden, halten wir die mikrosoziologische Auseinandersetzung mit Prozessen sozialer Ungleichheit (Behrmann und Eckert 2017; Behrmann et al. 2018) für gewinnbringend. Die Autor:innen typologisieren Prozesse der Herstellung sozialer Ungleichheit – und zeigen damit aus mikrosoziologischer Perspektive, wie soziale Grenzen⁵ im alltäglichen Doing (re)produziert werden. In metaanalytischer Auseinandersetzung mit qualitativ-rekonstruktiver Forschung kommt die Studie, ohne Vollständigkeit zu beanspruchen, zu vier Prozesstypen. Diese beschreiben unterschiedliche Wege, über die Ungleichheit, im Sinne einer »Ungleichverteilung von Ressourcen oder Positionen zwischen [...] Akteuren« (Behrmann et al. 2018, S. 8), hergestellt wird.

Erstens nennen die Autor:innen den Prozess des *Kategorisierens*, in welchem Kategorien, wie etwa »Mann« und »Frau«, gebildet und zugeordnet werden. Kategorien sind »verbunden [...] mit bestimmten gruppenbezogenen Merkmalen, mit Wissensbeständen« und »verhandeln variierend nach sozialen, historischen und kulturellen Kontexten Zugehörigkeiten, beeinflussen Handlungsmöglichkeiten und damit den Zugang zu sowie die Verteilung von Ressourcen« (ebd.). Zweitens beschreiben die Autor:innen den Prozess des *Bewertens*. Als »quantitative Praktik« und »deduktive Praxis der Zuordnung zu formalisierten Werten« werden in Bewertungsprozessen Vergleiche und Rangordnungen möglich, mit denen sich »gesellschaftliche Anerkennungsformen« verbinden (ebd., S. 11). Die Vergabe von Schulnoten oder auch Zitationsindexe öffnen beziehungsweise schließen zum Beispiel Bildungs- und Karrieremöglichkeiten und gehen mit Auf- und Abwertungen einher. Der Prozesstyp des *Teilhabens* beschreibt drittens, wie in »persönlichen Sozialbeziehungen und Netzwerken [...] neben sozialen Rollen auch Formen der praktischen Teilhabe an Ressourcen und Positionen ausgehandelt« (ebd., S. 13) werden. Dabei hängt es von den verfügbaren Ressourcen und der Kategorisierung sowie Bewertung im jeweiligen sozialen Umfeld ab, wie sich Teilhabe realisiert. So können etwa habituelle Dispositionen, beispielsweise das passende Sprechen und der passende Gestus,

- 5 Da mit dem Fokus auf soziale Ungleichheit zum Beispiel soziale Grenzen von Organisationen oder gesellschaftlichen Funktionsbereichen nicht im Vordergrund stehen (etwa im Sinne der Systemtheorie), ist diese Typisierung nicht vorschnell beziehungsweise vorsichtig für die soziale Herstellung ganz unterschiedlicher sozialer Grenzziehungen zu verallgemeinern (aber auch nicht zu verwerfen). Dass Prozesse sozialer Ungleichheit auch für die Herstellung von Organisationen oder Funktionsbereichen zentral sind, zeigen zum Beispiel Sandra Beaufäys und Beate Kraus (2005), wenn sie empirisch herausarbeiten, wie sich in der sozialen »Produktion von WissenschaftlerInnen« ein Doing Science und Doing Gender vermischt.

dazu befähigen, am akademischen Diskurs teilzuhaben und anerkannt zu werden beziehungsweise in ihrem Fehlen zu einem Ausschluss führen. Viertens beschreibt der Prozesstyp des *Weitergebens* auf der einen Seite das »Teilen, Übertragen und Vererben von Chancen und Ressourcen zwischen Personen« (ebd. S. 19) und auf der anderen Seite die Weitergabe von Risiken (zum Beispiel Armut). Die Weitergabe kann zum Beispiel (nicht vorhandenes) ökonomisches Kapital, habituelle Dispositionen oder bestimmtes Wissen umfassen.

Die zusammenfassend dargestellten Prozesstypen machen deutlich, was mit der Herstellung sozialer Grenzen in Praxis gemeint ist. Indem über *Kategorien* Gruppen entstehen, *Bewertungen* Rangordnungen herstellen, *Teilhabemöglichkeiten* ausgehandelt und kontrolliert werden und soziale Positionen qua *Weitergabe* eingenommen werden können, werden je spezifische Grenzen gezogen, die das Soziale in spezifischer Weise sortieren. Dabei ist zu betonen, dass sich diese vier Prozesstypen »auch unsichtbar, nicht-intendiert oder eigendynamisch vollziehen. Sowohl der Zugang, Umgang und die Verfügung von bzw. mit wertvollen Ressourcen und begehrten Positionen wird häufig beiläufig verhandelt« (ebd., S. 5).

Mit Stefan Hirschauers (2021) Beitrag zu einer »Theorie der Humandifferenzierung« möchten wir abschließend näher herausarbeiten, dass nicht jede Unterscheidung auch eine soziale Grenze ist und soziale Grenzen einen unterschiedlichen Härtegrad erreichen. Unter Humandifferenzierung versteht Hirschauer (ebd., S. 156) »*Prozesse der Differenzierung*, die die Kategorien, Eigenschaften und Mitgliedschaften erst hervorbringen: die Praktiken, die Zugehörigkeiten indizieren; die Klassifikationsprozesse, die sie festschreiben; die polarisierenden Maßnahmen, die Kategorien dauerhaft auseinanderhalten.« Auch hier haben wir es also mit einer Perspektive zu tun, anhand derer spezifische soziale Grenzen, nämlich zwischen »unterstellten ›Eigenschaften‹ von Menschen« (ebd., S. 155), in den Blick genommen werden können – und die nicht vorschnell auf soziale Grenzen insgesamt (zum Beispiel auf Grenzen sozialer Felder wie etwa dem Bildungswesen oder der Wissenschaft) zu verallgemeinern ist.

Die von Hirschauer (ebd.) gewählte Systematik ähnelt auf den ersten Blick dem Vorgehen von Behrmann et al. (2018). Auch hier werden vier Prozesse unterschieden. Auf den zweiten Blick wird allerdings deutlich, dass diese Prozesse anders als bei Behrmann et al. (ebd.) nicht insofern nebeneinander liegen, als dass ihr Verhältnis zueinander eine offene Fragestellung ist. Sie sind hingegen als aufeinanderfolgende, in Praxis hergestellte »Stufen« der Erhärtung« (Hirschauer 2021, S. 170) von Humandifferenzierung konzipiert. Dabei behält Hirschauer den Grenzbegriff für solche Formen der Humandifferenzierung vor, die sich auf einer Skala auf der Seite harter Humandifferenzierungen finden bzw. für die der

»Prozess der Abstandsvergrößerung« (ebd., S. 157) weit fortgeschritten ist. Als ersten Prozess nennt Hirschauer (ebd.) (implizite) *Unterscheidungen*. Diese bestimmt er als »stillschweigende und fragile Differenzierungsakte im Rahmen situierter Praxis«. Das »Erleben der Attraktivität von Menschen oder der gefühlten Sympathie« oder die »spontane[...] Bildung von argumentativen Parteien und Straßenmannschaften« (ebd.) sind Beispiele. Es sind dabei erst die Unterscheidungen, die unterschiedliche Entitäten hervorbringen: »Sie schaffen einen ersten, minimalen Abstand zwischen zwei (Mengen von) Objekten« (ebd.). Auf der einen Seite »differenziert und spezifiziert [die Unterscheidung] die Mengen auf ihren beiden Seiten (zum Beispiel als heller oder dunkler), andererseits egalisiert und versämtlicht sie die Elemente auf jeder ihrer Seiten (als die Hellen und die Dunklen)« (ebd., S. 158). Zweitens schließen *Kategorisierungen* an Unterscheidungen an, indem sie über die Versprachlichung in Kategorien »Unterscheidungen ihrer situativen Kontexte entheben, wie Trampelpfade wiederholbar machen und verstetigen« (ebd.). Im Kategorisieren werden Zugehörigkeiten zugeschrieben oder abgesprochen, wobei »interne Differenziertheit« (ebd., S. 159) unterschlagen wird. Drittens beschreibt *Markierung und Dissimilierung*, dass kategorisierten Entitäten sinnlich wahrnehmbare Eigenschaften eingeschrieben sind, sie also selbst kommunizieren. Körper, ihre Performanz, die Art zu sprechen, Kleidung, Namen – »Menschen werden performativ so disponiert, dass sie sich für bestimmte Unterscheidungen unterscheidbar machen« (ebd., S. 159–160). Während Markierung hier die zum Beispiel ästhetische »Oberflächengestaltung« (ebd., S. 160) beschreibt, ist mit Dissimilierung ein tiefergehendes Einschreiben über zum Beispiel Ernährung, Beschäftigung, Training gemeint. Viertens werden Kategorien auch dadurch stabilisiert und in ihrer Wirkmacht gefestigt, wenn sie als *Klassifikation* in »wissenschaftliche, rechtliche und bürokratische Ordnung« (ebd.) eingehen. Mit solchen Klassifikationssystemen gehen »Eindeutigkeitserwartungen« einher, »[s]ie transformieren die vage unterstellten Qualitäten (Stereotype) in beschriebene und vermessene Eigenschaften« (ebd., S. 161).

Die beschriebenen Stufen der Humandifferenzierungen beschreiben zusammengefasst Prozesse, in denen sich Abstände zwischen Entitäten vergrößern, stabilisieren und in ihrer Tragweite ausdehnen, indem vorsprachliche Unterscheidungen in Sprache übersetzt, materialisiert/verkörpert und formalisiert, bürokratisiert und verwissenschaftlicht werden. Hirschauer (ebd., S. 167) bezeichnet solche Humandifferenzierungen als manifest asymmetrisch, die »nicht mehr nur nach Ähnlichkeit, sondern auch nach besser/schlechter, superior/inferior, also nach Wert und Rang« unterscheiden. Solche Asymmetrien können in evaluativen Verfahren wie der Bewertung in Schulen hergestellt werden, sie können aber auch in Kategorien wie gesund/krank eingeschrieben sein

(ebd.). Den Grenzbegriff behält Hirschauer für solche Humandifferenzierungen vor, die sich nur mühsam überwinden, verschieben oder verändern lassen, »Grenzen können unpassierbar sein« (ebd., S. 169). Grenzen zwischen Konfessionen, rassifizierende Segregationen zum Beispiel über städtebauliche Maßnahmen und die Unterscheidung von Toiletten für Männer und Frauen nennt Hirschauer als unterschiedlich gelagerte Beispiele. Grenzen sind in Hirschauers Systematisierung damit durch Institutionalisierung und damit verbundener vergleichsweise stärkerer Haltbarkeit gekennzeichnet – vollkommene Stabilität und Immunität für ihre Veränderung und für andere Prozesse der Herstellung von Differenz erlangen sie aber nicht.

c) Ziel dieses Kapitels ist, zu zeigen, dass und wie soziale Grenzen Gegenstand alltäglicher Erfahrung sind. Über einen literarischen Zugriff machen Autosozioanalysen die Bedeutung von sozialen Grenzen in Alltagssituationen erfahrbar. Leser:innen können über Erzählungen von Situationen in zum Beispiel Familie, Dorf/Stadt, Schule und Hochschule daran teilhaben, wie (Selbst-)Zuschreibungen, Stigmatisierungen, Diskriminierungen, Gewalt und Verletzungen entlang von etwa Geschlecht, Sexualität, sozialer Herkunft, Körperlichkeit, Wohnort und Bildung als soziale Grenzen wirken. Zum Beispiel werden Schneisen der Möglichkeiten zur Subjektivierung (zum Beispiel als Frau oder als Mann) sichtbar und die begrenzte Teilhabe im Dorf (als »Zugezogene«), an der Schule (als »Schwuchtel«) oder im Unterricht (durch habituelle Nicht-Passung) kann lesend nachvollzogen werden. Die Ausführungen machen deutlich, dass soziale Grenzen in der unmittelbaren Situation mit Leid verbunden sein können, als solche aber nicht notwendig sichtbar beziehungsweise explizierbar sind, sie als *gläserne Barrieren* wirken. Zugleich lässt sich nachvollziehen, wie schwierig und schmerzhaft (zum Beispiel in der Distanzierung von Familie und Freunden) das Überschreiten von Grenzen sein kann, welche Mühen damit verbunden sind, dass sich im Überschreiten beziehungsweise Verschieben von Grenzen aber auch neue Möglichkeiten eröffnen, neue Ordnungen emergieren können. Erfahrungen an sozialen Grenzen, etwa die Scham für die eigene soziale Herkunft, sind hier Anlass dafür, an anderen Theorien sozialer Grenzen zu arbeiten, die in ihrer Beschreibung des Sozialen Scham in eine Kritik sozialer Verhältnisse überführen können. In den herausgegriffenen Passagen wird folglich einerseits deutlich, wie soziale Grenzen erfahren werden, in Alltagssituationen wirken und wie Erfahrungen Anlass sind, Grenzen zu überschreiten, zu verschieben und/oder anders theoretisch zu fassen. Andererseits wird das Wort *Grenze* explizit genutzt, um solche Erfahrungen zu beschreiben. Eribon schreibt: »Wenn ich mich nicht selbst vom Schulsystem ausgrenzen wollte – beziehungsweise wenn ich nicht ausgegrenzt werden wollte –, musste ich mich aus meiner eigenen Familie, aus meinem eigenen Universum ausgrenzen« (Eribon 2017b, S. 159). Dröscher

(2018, S. 168) führt zu ihrer Studienzeit aus, wie sie »zwischen Hoch- und Trivialekultur harte Grenzen zu ziehen [begann].« Hier zeigt sich, dass der Grenzbegriff, ohne als solcher näher bestimmt oder theoretisiert werden zu müssen, zur Beschreibung und Reflexion alltäglicher Erfahrungen verwendet wird. Dies legen auch Redewendungen wie »Da bin ich an meine Grenzen gestoßen.«, »Mir wurden meine Grenzen aufgezeigt.«, »Die haben eine Grenze überschritten.«, »Wir können da wirklich nur in eng gesetzten Grenzen handeln.«, »Davon grenze ich mich deutlich ab.«, »Unsere Möglichkeiten sind begrenzt.« und »Das kann ich nur begrenzt nachvollziehen.« nahe (Haker und Otterspeer 2024).

Mit dem Zugang von Behrmann, Eckert und Gefken (2018) lässt sich systematisierend beschreiben, was für Prozesse es sind, über die soziale Grenzen, hier bezogen auf soziale Ungleichheit, im Vollzug hergestellt werden. *Kategorisierungen* stellen Grenzen zwischen Gruppen her (zum Beispiel entlang von Geschlecht), *Bewertungen* (etwa Schulnoten) öffnen/schließen den Zugang zu sozialen Positionen, über das (*Nicht-*)*Teilhabe* (etwa über die Fähigkeit, sich im wissenschaftlichen Feld adäquat zu bewegen) werden (*Nicht-*)Zugehörigkeiten verhandelt und über das *Vererben* (zum Beispiel von kulturellem, ökonomischen und sozialem Kapital) (*nicht-*)privilegierte Positionen weitergegeben. Diese Prozess-typen machen deutlich, wie mehrschichtig die Herstellung von sozialen Grenzen im Vollzug ist. Mit Hirschauers Systematik der Verhärtung von Humandifferenzierung (auch hier wird also eine spezifische Form sozialer Grenzziehung verhandelt) haben wir abschließend gezeigt, dass nicht jede Unterscheidung per se als eine soziale Grenze zu theoretisieren ist. Hirschauer behält den Grenzbegriff solchen Humandifferenzierungen vor, die sich nur mühsam überwinden, verschieben oder verändern lassen.

Mit der Verbindung dieser Zugänge möchten wir zeigen, dass Erfahrungen an sozialen Grenzen ubiquitär sind, es sich um mehrschichtige soziale Prozesse handelt, in denen soziale Grenzen hergestellt und verfestigt werden. Auch sollte deutlich werden, dass der Begriff sowohl in unterbestimmter, alltagssprachlicher Weise verwendet wird, er aber auch analytische Bedeutung hat. Genau diese Ubiquität sozialer Grenzen in alltäglicher Erfahrung, die Komplexität dieser Prozesse, ihre Bedeutung für die Emergenz und (De-)Stabilisierung sozialer Ordnung und nicht zuletzt die Mehrdeutigkeit des Begriffs der Grenze zwischen alltagssprachlicher Kategorie und analytischer Perspektive machen soziale Grenzen unserer Auffassung nach zu einem möglichen Ausgangspunkt für eine multiperspektivische Forschungspraxis.

Doing Theory – soziale Grenzen und Grenzbearbeitungen sozialtheoretisch gefasst

Mit dem herausgearbeiteten unterbestimmten sozialtheoretischen Verständnis sozialer Grenzen verbinden sich zwei Ansprüche. Erstens, dass dieses nah am alltäglichen Erleben von sozialen Grenzen und der alltags-sprachlichen Thematisierung dieser Erfahrungen liegt. Zweitens erheben wir den Anspruch, dass dieses weit gefasste Verständnis sozialer Grenzen eine Brücke darstellt, die von spezifischen Erfahrungen an sozialen Grenzen in eine explizierte sozialtheoretische Perspektivierung und damit ein konkretes Doing Theory führen kann. Dabei ist die Auswahl der Sozialtheorie weder durch die Erfahrung oder das unterbestimmte Verständnis sozialer Grenzen determiniert, erfolgt aber auch nicht willkürlich. Wir nehmen also in Anspruch, dass der hier verfolgte Zugang die Vielfalt sozialtheoretischer Perspektiven in dem Sinne verfügbar hält, als dass er Möglichkeiten eröffnet, begründet in andere/neue Sozialtheorien einzusteigen. Dieser Prozess – es geht um ein *Doing* – steht im Mittelpunkt dieses Kapitels. Dieses Vorgehen ist insofern multiperspektivisch, als dass die Wahl der Sozialtheorie in der eigenen Forschung unterschiedlich getroffen werden kann – nicht einfach, weil es möglich ist, sondern weil sich damit, wie wir im Verlauf des Kapitels zeigen möchten, ein Erkenntnisanspruch verbindet. Unser Doing Theory zielt auf die Möglichkeit, andere/neue Perspektiven auf das Soziale, auf das scheinbar so Vertraute einnehmen zu können.

Uns geht es folglich darum, zunächst »den ganzen Strauß an Theorien« (Joas und Knöbl 2013, S. 35) potenziell verfügbar zu halten, um »Einseitigkeiten und Blindheiten« (ebd., S. 36) in der Perspektivierung des Forschungsgegenstandes aber auch hinsichtlich des Selbstverständnisses als Sozialwissenschaftler:in zu vermeiden. Damit ist nicht gemeint, dass wir uns an einer Kanonisierung von Sozialtheorien beteiligen, wie sie etwa Hans Joas und Wolfgang Knöbl (ebd.) mit ihren einführenden Vorlesungen in Sozialtheorien auf 766 Seiten vorgelegt haben. Solche Werke halten wir zwar für hilfreich, um in potenziell interessante Theorien einzusteigen und sich diese zu erschließen. Sie lösen am Ende aber nicht das Problem der Theoriewahl. Und zwar deshalb nicht, weil es erstens unseres Eindrucks nach in der Regel nicht so ist, dass Studierende und Kolleg:innen solche Bücher systematisch durcharbeiten, um dann zu einer Entscheidung zu kommen (die am Ende so einer Lektüre vermutlich sogar schwieriger ist). Joas und Knöbl sehen selbst, dass niemand für alle Sozialtheorien Expert:in sein kann, »zumal es auch kaum einen Professor der Sozialwissenschaften gibt, der in all diesen Theorie-richtungen wirklich vollständig auf dem laufenden ist« (ebd., S. 35). Das Problem der Wahl einer Sozialtheorie kann also nicht über den Weg der

Kenntnis aller Theorien und einer anschließend in dieser Kenntnis begründeten Wahl gelöst werden. Wir vermuten zudem, dass solche Kanonisierungen, die auch Ausschluss und blinde Flecken produzieren (!), selektiv gelesen werden, und zwar die Kapitel zu solchen Theorien, für die schon mehr oder weniger feststehende Entscheidungen getroffen wurden. Zweitens bewahren solche Kanonisierungen nicht davor, selbst eine Wahl zwischen möglichen Alternativen zu treffen, die immer kontingent, weil nicht letztbegründbar ist. Uns geht es also nicht um eine »Theorie-Apotheke«, wie sie Jochen Hörisch (2017) zum weiter gefassten Feld humanwissenschaftlicher Theorien metaphorisch entwirft. In Abgrenzung zum Kanonisieren von und Einführen in Sozialtheorien und der Idee einer Apotheke, in der eine Apotheker:in schon die richtige Theorie herausgreift (wer soll das sein?), geht es uns im Folgenden darum, methodologische Knackpunkte von Entscheidungsprozessen für eine Sozialtheorie auszuarbeiten, die am jeweils spezifisch situierten Erkenntnisinteresse der Forschenden⁶ ansetzen – und die allzu häufig durch die vorschnelle Wahl einer Forschungsmethode implizit bleiben (Reichertz 2019). Es geht uns um eine Methodologie der Theoriewahl, »bei deren Durchführung den beteiligten Wissenschaftlern an der Erweiterung ihrer noch partikular-paradigmatischen Sichtweisen gelegen ist« (Klinkmann 1981, S. 258).

Indem wir die Entscheidung für den Einstieg in Sozialtheorien zentral setzen, machen wir auch deutlich, dass wir uns von einem Eklektizismus beziehungsweise einer Theorieintegration in dem Sinne abgrenzen, als dass es uns nicht um einen Zugang geht, der möglichst unterschiedliche Sozialtheorien parallel kombinieren will. Sozialtheorien, so die unserer Vorgehensweise zu Grunde liegende Annahmen, konstituieren das Soziale in ganz unterschiedlicher Weise. Sie entfalten gerade dann ihr Erkenntnispotential, wenn in ihre Logik eingetaucht und die eigene empirische Forschung durch sie erfahren beziehungsweise erst möglich wird. Christoph Haker (2020, S. 19) spricht von der Notwendigkeit, sich von »der Theorie regieren [zu] lassen«, soll durch die Theorie gedacht und

- 6 Dieses situierte Erkenntnisinteresse ist für unsere Argumentation zentral. Es geht uns nicht um einen Theorievergleich im luftleeren Raum oder eine Diskussion der Vorzüge unterschiedlicher Sozialtheorien ohne konkreten Bezug. Es geht uns um ein Doing Theory, das konkret situierte Forschende dazu ermutigt, eine andere/neue Perspektive auf das Soziale einzunehmen und entsprechenden Wegen nachzugehen (und sie nicht zurückzuweisen), wenn sich diese in der Forschung, im Austausch mit Kolleg:innen, per Zufall etc. öffnen. Unser Doing Theory zielt gewissermaßen darauf ab, den Fuß in den Spalt einer sich öffnenden Tür zu stellen, verbunden mit der Frage, was hier neu beziehungsweise anders sichtbar wird. Das Potential einer Sozialtheorie zeigt sich unserer Auffassung nach gerade in solchen konkreten Situationen, in denen sie Erkenntnis eröffnet.

empirisch geforscht werden, was angesichts der Verschiedenheit von Theorien auch bedeutet, »*ein Anderer werden* [zu müssen], *wenn ich eine andere Theorie betreiben will*«. Eklektizismus und Theorieintegration gehen aus dieser Perspektive gedacht notwendig mit Erkenntnisverlusten einher (ebd.)⁷ – im schlimmsten Fall führt das extensive Zusammenstückeln von Sozialtheorien dazu, dass durch keine sozialtheoretische Brille so richtig geguckt werden kann und sich folglich in der Forschung lediglich der (implizite) common sense reproduziert. Uns geht es in diesem Kapitel in dem Sinne um ein Doing Theory, als dass wir Entscheidungen für einen Einstieg in andere/neue Sozialtheorien methodologisieren möchten. Metaphorisch gesprochen beschreibt das Doing Theory hier also Praktiken des begründeten Wechsels von sozialtheoretischen Brillen.

Die Ausführungen im Folgenden sind entlang von zwei methodologischen Einsätzen gegliedert, die das Eintauchen in eine andere/neue Sozialtheorie zum Gegenstand machen (Haker und Otterspeer 2023a). Diese Einsätze gründen sich in einem weit gefassten, unterbestimmten und als operationalistisch zu bezeichnenden Verständnis des Sozialen, dass die Emergenz, Stabilisierung und Transformation sozialer Ordnung als eine Konsequenz aneinander anschließender Operationen versteht – seien es Praktiken, Kommunikationen, Handlungen etc. Wir beanspruchen also, dass die im Folgenden herausgearbeiteten methodologischen Einsätze in ganz unterschiedlich theoretisierter und methodologischer Forschung Impulse geben können.

Der erste Einsatz fokussiert die Konstruktionsarbeit der Forschung a). Was ist Gegenstand der Forschung? Welche sozialen Grenzen werden wie in den Blick genommen? Der zweite Einsatz schwenkt vom Forschungsgegenstand, dem Blick nach außen, auf die Forscher:in selbst b), insofern sie in ihrer spezifischen Sozialität oder gesellschaftlichen Situiertheit zum Gegenstand der (Selbst-)Reflexion wird. In welcher Relation steht die forschende Person zu der jeweiligen sozialen Grenze? Beispielsweise: In welche gesellschaftlichen Diskurse publiziert sie ihre Ergebnisse? Diese methodologischen Einsätze zielen insofern auf die Öffnung von Kontingenz, als dass Einsatz a) in der Konstruktionsarbeit des Gegenstandes beispielsweise einen Bruch zum alltäglichen/wissenschaftlichen common sense herstellen will oder Einsatz b) die soziale Position der Forschenden etwa dahingehend zum Gegenstand macht, ob das

7 Hierzu führt Christoph Haker (2020, S. 19) näher aus: »*Es gibt eine Inkommensurabilität soziologischer Theorien. Um eine Theorie zu verstehen und ihre Denk- und Anschauungsformen zu praktizieren, muss ich mich der Theorie unterwerfen. Ich muss mich von der Theorie regieren lassen und mich dem Subjekt der Theorie, als Nicht-Ort und Realfiktion, annähern, um sie überhaupt verstehen zu können. Weil Theorien inkommensurabel sein können, muss ich ein Anderer werden, wenn ich eine andere Theorie betreiben will.*«

Verhältnis zu Gesellschaft/gesellschaftlichen Diskursen anders zu fassen ist. Auch wenn die Öffnung von Kontingenz eine Voraussetzung von Erkenntnis ist – und zwar in dem Sinne, dass durch den Einstieg in eine andere Sozialtheorie erst etwas Neues gesehen werden kann (Rheinberger 2019a) –, läuft sie Gefahr, zu einer Erkenntnisblockade zu werden, wenn Reflexionsschleifen nicht gestoppt werden können (Luhmann 1974). Wenn keine (auch implizite) Entscheidung für eine Sozialtheorie getroffen wird, ist völlig unklar, was wie beforscht wird. Hier wird deutlich, dass auch die Schließung von Kontingenz eine Erkenntnisvoraussetzung ist. Folglich sind die kontingenz-öffnenden Einsätze a) und b) um einen schließenden Einsatz c) zu ergänzen. Diesen möchten wir hier in diesem Kapitel allerdings nur andeuten. Während die öffnenden Einsätze in unserer Forschung der letzten Jahre, die über Wiederabdrucke im Folgenden dokumentiert ist⁸, explizit hergeleitet und über Literaturverweise kontextualisiert wurden, erfolgte die Schließungsbewegung impliziter beziehungsweise weniger durch explizite Referenzen begründet und angeleitet als durch eine konkrete Praxis. In Kapitel VII werden wir daher auch *ex post* der Frage nachgehen, welche Argumente für diese Praxis, für die Schließung von Kontingenz, zentral waren – und damit einen Beitrag zu Gütekriterien zur Wahl von Sozialtheorien leisten. Nun aber zunächst zu den Einsätzen a) und b).

a) Den methodologischen Einsatz zur Konstruktionsarbeit der Forschung untergliedern wir in drei Zugänge, die jeweils darauf zielen, gegen Selbstverständlichkeiten vorzugehen und damit Kontingenz zu öffnen – *das kontrainduktive Vorgehen, das Andere der Ordnung sehen und das Vergessen*.

Kontrainduktiv vorgehen: Für die Wahl und das Eintauchen in eine Sozialtheorie stellt sich zunächst die Schwierigkeit, dass Sozialwissenschaftler:innen sozialtheoretisch immer schon vorgeprägt sind – durch ihr Alltagswissen und durch ihre Forschungspraxis. Sie nähern sich ihrem Forschungsgegenstand immer schon mit bestimmten Vorstellungen darüber, was ist. Hinsichtlich einer multiperspektivischen Praxis ist dies insofern ein Problem, als das die Wahl zwischen unterschiedlichen Sozialtheorien davon abhängt, dass eigene Annahmen über das Soziale kontingent gesetzt werden. Unser Doing Theory zielt hier auf Praktiken, die sozialtheoretische Entselbstverständlichung ermöglichen. Im Folgenden argumentieren wir, dass eine solche Entselbstverständlichung mit Paul Feyerabends (2018; Haker 2020) kontrainduktivem Vorgehen erreicht werden kann. Über ein kontrainduktives Vorgehen ist es möglich, sozialtheoretische Rahmen in Frage zu stellen und in andere Sozialtheorien einzusteigen.

8 In den Kapiteln III bis VI sind die entsprechenden Unterkapitel, bei denen es sich um Wiederabdrucke handelt, durch Fußnoten kenntlich gemacht.

Dass Forschende sich immer schon mit bestimmten Begriffen und theoretischen Annahmen ihrem Gegenstand nähern, »die Wissenschaft überhaupt keine ›nackten Tatsachen‹ kennt« (Feyerabend 2018, S. 15), ist für Feyerabend insofern ein Problem, als dass »die Welt, die wir erforschen möchten, [...] etwas weitgehend Unbekanntes [ist]. Daher müssen wir uns offenhalten, dürfen uns nicht im voraus beschränken« (ebd., S. 17). Damit wendet sich Feyerabend gegen den »Gedanke[n] einer festgelegten Methode oder einer feststehenden Theorie« (ebd., S. 31). Dies ist nicht in die Richtung eines *anything goes* zu lesen. Feyerabend (ebd., S. 11) betont, dass er diese Formulierung, die ihm häufig als seine eigene methodologische Position zugeschrieben wird, »ironisch« gegen einen Rationalismus verwendet. Auch unsere Perspektive mündet nicht in einem relativistischen *anything goes*, wie wir im Kapitel zur *multiperspektivischen Epistemologie sozialer Grenzen und Grenzbearbeitungen* begründen. Das kontrainduktive Vorgehen zielt nun darauf ab, Offenheit in dem Sinne herzustellen, als dass ein Bruch mit dem so Selbstverständlichen – »gut bestätigte[...] Theorien und/oder Tatsachen« (ebd., S. 33) – hergestellt wird: »Wir müssen ein neues Begriffssystem erfinden, das den besten Beobachtungsergebnissen widerspricht, die einleuchtendsten theoretischen Grundsätze außer Kraft setzt und Wahrnehmungen einführt, die nicht in die bestehende Wahrnehmungswelt passen. Dieser Schritt ist [...] kontrainduktiv« (ebd., S. 37). Diese durchaus »spielerische Tätigkeit« (ebd., S. 25) führt »aber nicht dazu, dass alle Theorien als mangelhaft abgewiesen werden sollten, sondern bringt die Hoffnung mit sich, dass der Widerspruch zwischen Theorien in einer pluralistischen Methodologie fruchtbar gemacht werden kann.« (Haker 2020, S. 63) Unser Doing Theory zielt hier also auf das Formulieren von Theoretisierungen, die dem Bekannten widersprechen. Kontrainduktiv vorzugehen bedeutet demnach, über den Widerspruch und den Bruch mit dem Selbstverständlichen – sowohl hinsichtlich theoretischer Annahmen als auch angenommener Tatsachen – sozialtheoretische Rahmen kontingent zu setzen und in andere Sozialtheorien einzusteigen.

Das Andere der Ordnung sehen: Während die Praxis des kontrainduktiven Vorgehens darauf zielt, sozialtheoretische Rahmen zu destabilisieren und damit eine Voraussetzung zu schaffen, in andere Sozialtheorien einzusteigen, zielt der methodologische Einsatz *das Andere der Ordnung zu sehen* darauf ab, innerhalb sozialtheoretischer Setzungen gegen Selbstverständlichkeiten vorzugehen. Dabei ist zunächst zu konstatieren: »schon immer und bis heute bedeutet Theoriebildung: Ordnung schaffen« (Bröckling et al. 2015, S. 9). Das Andere der Ordnung zu sehen, bedeutet folglich, sich gegen den »Ordnungsbias« (ebd., S. 13) von Sozialtheorien zu richten und sich für die Nicht-Ordnung zu sensibilisieren. In der Auseinandersetzung mit sozialen Grenzen scheint dies herausfordernd, da soziale Grenzen bestimmte Ordnungen herstellen. »Trotz

seiner relationalen, anti-essentialistischen Stoßrichtung ist der Grenzbegriff ein Ordnungsbegriff. Er zielt auf die Rekonstruktion, Beschreibung, Analyse differentieller Identitäten« (ebd., S. 27). Dennoch lassen sich in der Auseinandersetzung mit sozialen Grenzen Einsatzpunkte für eine Forschungsperspektive identifizieren, die über ein Sensorium für das Andere der Ordnung eine Distanz zum Ordnungsbias der jeweiligen sozialtheoretischen Annahmen herstellen kann. Eine solche Forschungspraxis kann zwar an bestimmten Grenzkonstellationen ansetzen, und damit an bestimmten Ordnungsvorstellungen beginnen, muss dann »aber zugleich deren Brüchigkeit, Verletzbarkeit, Störanfälligkeit herausarbeiten. Keine Trennungslinie vermag sich gegen Überschreitung zu immunisieren, keine Differenz zwischen Innen und einem Außen ist dauerhaft stabil« (ebd.). Das Andere der Ordnung zu sehen, bedeutet also, in der Forschung insbesondere Abweichungen von (eigenen) Ordnungsvorstellungen scharf zu stellen. Werden Grenzen unerwartet überschritten, zeigen sich im Vollzug sozialer Grenzen Verschiebungen, die eigene Ordnungsvorstellungen und auch Selbstverständnisse irritieren? Der methodologische Einsatz fordert hier also ein, das Andere der Ordnung nicht als Anomalie, als zu vernachlässigende Irritation des eigenen Ordnungsmodells zur Seite zu schieben, sondern gerade solche Abweichungen in der Analyse scharf zu stellen, um offen dafür zu sein, in der Forschung zu sozialen Grenzen nicht lediglich die eigenen Ordnungsvorstellungen zu stabilisieren.

Das Vergessen: Fran Osrecki (2018, S. 3; Osrecki und Schneider 2018) stellt sich bezogen auf die Soziologie die Frage, wie es sein kann, dass die Multiparadigmatizität der Disziplin »den Forschungsprozess nicht gänzlich lähmt«. Seine Antwort ist ein *aktives Vergessensmanagement*, dass sich in der Disziplin institutionalisiert habe. Dieses helfe Forscher:innen dabei, »hochgradig selektiv auf den Forschungsstand zu den von ihnen bearbeiteten Fragen zuzugreifen« (Osrecki 2018, S. 3). An diese Überlegungen anschließend scheint uns das Vergessen eine Voraussetzung einer multiperspektivischen Forschungspraxis zu sein, und zwar in dem Sinne, etwas Anderes/Neues zu tun, zu sehen, zu sagen, zu beobachten, zu denken etc. In eine diskursanalytische Perspektive können wir zum Beispiel erst einsteigen und sie uns zu eigen machen, wenn wir bereit sind, zum Beispiel vorangegangene systemtheoretischen Perspektivierungen, Beobachtungsmethoden, Interpretationsmodi etc. (vorläufig) zu vergessen. Und auch das Andere der Ordnung kann gerade dann gesehen werden, wenn Ordnungsschemata vergessen werden können.

Fran Osrecki (ebd., S. 3) unterscheidet Strategien dieses Vergessensmanagements, betont aber, diese als »*latente coping-Mechanismen*« zu verstehen, also gerade nicht als methodologische Einsätze, die Teil eines reflektierten Forschungsprozesses sind. Sie erfüllen »ihre Funktion gerade dadurch [...], dass sie unausgesprochen und in uneingestandener

Weise praktiziert werden« (ebd., S. 3–4), sie brechen geradezu mit einem »wichtigen Aspekt der legitimen Selbstdarstellung moderner Wissenschaften [...] – die möglichst vollständige Sichtung vorhandener Forschung« (ebd., S. 4). Für unser Vorhaben einer Methodologie multiperspektivischer Forschung, und damit für *ausgesprochene/explicite* Einsätze in den Erkenntnisprozess, halten wir Osreckis Überlegungen zum Vergessen trotz dieser Betonung des Versteckten für instruktiv. Und zwar in zweifacher Weise:

Erstens dahingehend, Prozesse des Vergessens in ihrer Bedeutung für Erkenntnis zu reflektieren – und sie damit aus der Ecke des disziplinär Uneingestandenem herauszukehren. Wenn das Soziale aus unterschiedlichen Sozialtheorien ganz unterschiedlich sichtbar wird und es zwischen diesen Perspektiven nicht die eine Synthese geben kann, muss die forschende Person in der Forschungspraxis Theorien vergessen können, um handlungsfähig zu sein und um nicht zwischen Bücherbergen und Artikel-Massen verrückt zu werden. Der methodologische Einsatz, Vergessen zu müssen, ist hier vielleicht weniger ein Einsatz dafür, anders zu handeln, als es ohnehin schon Praxis ist. Er lädt eher dazu ein, die Notwendigkeit des Vergessens zu erkennen, soll Neues erkannt werden. Der methodologische Einsatz zielt also darauf ab, dass Vergessen zu rehabilitieren, es gerade nicht verstecken zu müssen.

Zweitens halten wir gerade eine der von Osrecki unterschiedenen Strategien des Vergessensmanagements für unsere Überlegungen – auch hier in adaptierter Weise – als anschlussfähig. Und zwar die Strategie »*Alle ignorieren etwas...*« (Osrecki 2018, S. 7). Über das Markieren von Leerstellen wird hier »die Inadäquatheit der bestehenden Deutungsangebote« (ebd.) behauptet.

Das geschieht jedoch gerade nicht in exegetischer Manier oder durch datengestützte Falsifikationsversuche, sondern durch die Hervorbringung eines besonders wichtig markierten Aspekts des Sozialen, um den sich viele bisherige Theorien nicht gekümmert hätten (zum Beispiel Sprache, Raum, Praktiken, Zeit, Geschlecht usw.). (ebd.)

Dieses Vergessensmanagement leisten »intellektuelle ›turns‹ (wie ›linguistic turn‹, ›spatial turn‹, ›new materialism‹, ›practice turn‹ usw.)« (ebd.). Damit wird deutlich, dass Osrecki die Strategie »*Alle ignorieren etwas...*« eher zur Beschreibung gesamtdisziplinärer Aushandlungsprozesse zwischen Paradigmen und damit verbundenen Theoriekonjunkturen nutzt als sie – im Sinne unseres Anliegens – auf der Ebene der einzelnen Forscher:innen zu beschreiben. Dennoch halten wir es für vielversprechend, diese Vergessensstrategie in einen methodologischen Einsatz zu übersetzen – und zwar in einen, der sowohl für ein kontrainduktives Vorgehen als auch dafür, das Andere der Ordnung zu sehen, zentral ist. Im Sinne eines kontrainduktiven Vorgehens stellt der methodologische

Einsatz des Vergessens gerade solche Momente scharf, in denen Theorien versprechen, etwas zu beschreiben, was vorher nicht beschrieben wurde, in denen Theorien einen Sog entwickeln, weil sich plötzlich etwas abzuzeichnen beginnt, was vorher nicht gesehen werden konnte. Gläserne Barrieren können beispielsweise beginnen, sichtbar zu werden. Mit dem methodologischen Einsatz des Vergessens kann hier gesagt werden: »Wenn du mit einer anderen/neuen Theorie etwas erkennen willst, ist es in Ordnung, frühere Theorien und die daraus hervorgehenden Perspektivierungen zu vergessen und dich auf das Andere/Neue einzulassen.« Bezogen auf das Andere der Ordnung betont der methodologische Einsatz des Vergessens solche Momente, in denen Ordnungen irritiert oder verunsichert werden und ermutigt dazu, diesen Irritationen und Verunsicherungen nachzugehen, was nur funktioniert, wenn die forschende Person bereit ist, Ordnungsvorstellungen zu vergessen.

b) Mit der »Objektivierung des Subjekts der Objektivierung« (Bourdieu 2004f, S. 172) rücken die Sozialität der forschenden Person und des wissenschaftlichen Felds in den Mittelpunkt. Diese Reflexionspraxis, die Bourdieu (2004f, 2013) auch als *teilnehmende Objektivierung* bezeichnet, lässt sich in ganz unterschiedlichen Phasen des Forschungsprozesses praktizieren, sie kann also auch die Konstruktionsarbeit des Forschungsgegenstandes betreffen, löst sich allerdings nicht in dieser auf. Die teilnehmende Objektivierung kann etwa der Konstruktionsarbeit des konkreten Gegenstandes vorgelagert sein (Welche Fragen stellen sich mir vor dem Hintergrund meiner sozialen Situiertheit (nicht)?), sich in dieser ereignen (Wie verhält sich der von mir konstruierte Gegenstand zu öffentlichen/massenmedialen Thematisierungen?) oder etwa die Kommunikation und Rezeption von Forschungsergebnissen zum Gegenstand machen (Welche Positionen legitimieren sich in der Verwendung meiner Forschungsergebnisse und hat das Konsequenzen für meine Forschung?). Mit der teilnehmenden Objektivierung bleibt unser Doing Theory folglich keine wissenschafts- oder theorieimmanente Praxis. Der Blick weitet sich auf die »gesellschaftlichen Bedingungen« (Bourdieu 2004, S. 172) von Forschung. Ziel ist es, Forschung über ihre eigenen sozialen Bedingungen und ihre Rolle innerhalb der Gesellschaft aufzuklären (Bourdieu, 2013). In Auseinandersetzung mit sozialen Grenzen bedeutet dies, die eigene Position und damit spezifische Relationierung zu den untersuchten Grenzen zum Gegenstand der Reflexion zu machen, Begriffe und Theorien hinsichtlich ihrer Verwendung in Wissenschaft und Gesellschaft allgemein zu reflektieren und ausgehend von diesen Reflexionen gegebenenfalls an anderen Selbst- und Fremdbeschreibungen und damit auch sozialtheoretischen Perspektiven zu arbeiten. Mit der teilnehmenden Objektivierung zielt Bourdieu darauf ab, die relative Autonomie wissenschaftlicher Forschung zu wahren und eine Widerstandskraft gegenüber der Vereinnahmung in gesellschaftlichen Konflikten zu entwickeln.

c) Aus den methodologischen Einsätzen a) und b) folgt notwendig ein Einsatz c). Wenn der Einstieg in eine neue Sozialtheorie bedeutet, durch eine ganz andere Brille auf das Soziale und damit auch auf sich selbst als forschende Person zu gucken, dann geht dieser Prozess mit der Notwendigkeit einher, forschend ein Anderer zu werden. Auch der methodologische Einsatz *das Andere der Ordnung zu sehen*, fordert dazu auf, mit Ordnungsvorstellungen zu brechen und damit auch Fremd- und Selbstverortungen zu revidieren. Und mit der teilnehmenden Objektivierung ergeben sich in der Auseinandersetzung mit der eigenen sozialen Position Anforderungen der Revision wissenschaftlicher Praxis. Die Forschungsperspektive auf soziale Grenzen wird spätestens zu diesem Zeitpunkt selbstreflexiv, als dass auch die Entität der Wissenschaftler:in in Frage steht. Abbott (1995b, S. 863) macht deutlich, dass Grenzbearbeitungen Subjekte nicht unberührt lassen: »What comes out are new actors, new entities, new relations among old parts.« Wissenschaft verstehen wir daher als einen Prozess, im dem es am Ende unumgänglich ist, by Doing fortlaufend eine Andere:r zu werden. Hans-Jörg Rheinberger (2019a) unterstreicht dies, indem er die Notwendigkeit des Stolperns über Erkenntnisgrenzen betont. »Um den jeweils gegenwärtigen Stand des Wissens als Grenze wahrnehmen zu können, muss man über ihn stolpern. Und das authentischste Stolpern ist das über die eigenen Füße« (ebd., S. 7). Die eigenen Füße sind in der sozialwissenschaftlichen Forschung etwa die häufig impliziten und mit Alltagstheorien durchzogenen sozialtheoretischen Annahmen, aus denen sich erst bestimmte Fragestellungen, Gegenstandskonstruktionen, Methoden sowie Selbstverortungen im Sozialen ergeben. Um über diese sozialtheoretischen *Füße* zu stolpern und somit zu neuen Erkenntnissen kommen zu können, bedarf es für Rheinberger (ebd., S. 9) »Vorrichtungen der Selbstüberlistung«. Die hier eingeführten methodologischen Einsätze a) und b) verstehen wir als solche Vorrichtungen der Selbstüberlistung.

In den bisherigen Ausführungen zum Doing Theory zeigt sich eine Leerstelle. Wir beschreiben mit den methodologischen Einsätzen Interventionen in den Forschungsprozess, die auf die Öffnung von Kontingenz zielen. Diese Öffnung von Kontingenz verstehen wir als eine Voraussetzung von Erkenntnis, um überhaupt etwas Neues sehen zu können. Gleichzeitig kann das Öffnen von Kontingenz aber auch zu einer Erkenntnisblockade werden, wenn Reflexionsschleifen nicht gestoppt werden können – zum Beispiel, wenn keine Entscheidung für eine Sozialtheorie getroffen werden kann. Hier zeigt sich die Notwendigkeit der Schließung von Kontingenz⁹ – die in unseren Ausführungen

9 Auch die Schließung von Kontingenz kann wiederum zu einer Erkenntnisblockade werden, wenn an bestimmten Perspektiven/Selbstverständlichkeiten dogmatisch festgehalten wird.

in diesem Kapitel eine Leerstelle ist. Schließung von Kontingenz bedeutet hier, sozialtheoretische Entscheidungen zu treffen, die die forschende Person handlungsfähig machen. Wenngleich in den bisherigen Techniken der Öffnung von Kontingenz bereits Argumente zur Schließung angelegt sind – attraktiv ist zum Beispiel eine Sozialtheorie, die einen Bruch zu meiner Alltagstheorie herstellt –, sind Praktiken der Schließungen von Kontingenz in unserer bisherigen Argumentation nebulös geblieben. Wie haben wir uns in unserer Forschung schlussendlich für bestimmte sozialtheoretische Einsätze entschieden, in die wir eingetaucht sind, um aus diesen unsere Fragestellung und unseren Forschungsgegenstand zu konkretisieren. Dieser Prozess liegt bisher weitgehend im Dunklen. Diese Leerstelle möchten wir im Folgenden dahingehend füllen, dass wir anschließend an den Einblick und die Reflexion unserer Forschungspraxis (Kapitel III bis VI) Vorschläge für Gütekriterien der Wahl von Sozialtheorien formulieren (Kapitel VII), die Argumente an die Hand geben, Kontingenz über die Wahl bestimmter Sozialtheorien zu schließen. Die argumentative Figur ist also folgende: Vor dem Hintergrund eines unterbestimmten Verständnisses sozialer Grenzen haben wir über die in diesem Kapitel genannten methodologischen Einsätze sozialtheoretische Kontingenz geöffnet. Auf dem so bestellten Feld haben wir, ausgehend von dem unterbestimmten Begriff sozialer Grenzen, wiederum sozialtheoretische Entscheidungen getroffen, die unsere Forschung auf bestimmte Bahnen gesetzt hat. Dieses Setzen auf eine Bahn möchten wir mit der Diskussion möglicher Gütekriterien in Kapitel VII diskutieren.

Soziale Grenzen und Grenzbearbeitungen im erziehungswissenschaftlichen Diskurs

Der Grenzbegriff hat in der Erziehungswissenschaft nicht den Status eines Grundbegriffs – er findet sich nicht in einschlägigen Einführungen und Handbüchern (siehe zum Beispiel Feldmann et al. 2022; Koller 2021; Thompson 2018; Vogel 2019). Er ist allerdings nicht randständig (Gross und Stadler-Altmann 2019). Dies zeigt sich etwa mit Blick auf die Kongresse der *Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft* (DGfE): 2012 tagte die Disziplin zu »Erziehungswissenschaftlichen Grenzgängen« (Müller et al. 2013b) und 2023 waren »Ent | grenz | ungen« (Heinemann et al. 2023) das rahmende Thema. Im Folgenden möchten wir Einblick in drei erziehungswissenschaftliche Forschungslinien geben, denen wir zuschreiben, auch jenseits der durch die genannten Kongresse bedingten Konjunkturen den Grenzbegriff (mal mehr, mal weniger) zentral zu setzen: a) Grenzbearbeitungen in der Sozialen Arbeit/Sozialpädagogik, b) Reflexionen der Grenzen der Erziehungswissenschaft nach außen und nach innen und c) eine migrationspädagogische Perspektive auf Grenzen. Wir nutzen dabei neuere Literatur, die Explizit den Grenzbegriff verwendet – wenngleich klar geworden sein dürfte, dass soziale Grenzen weit über diese Diskussionsstränge hinaus in der Erziehungswissenschaft beforscht werden, nur nicht in zentraler Verwendung des Grenzbegriffs.

a) *Zu Grenzbearbeitungen in der Sozialen Arbeit/Sozialpädagogik* (Kessl 2021; Kessl und Maurer 2009; Maurer 2018a, 2018b): Soziale Grenzen sind für Soziale Arbeit/Sozialpädagogik in vielfältiger Hinsicht bedeutsam.

Es sind Grenzen, an die Menschen in der Gesellschaft stoßen, die ihnen ein Weitergehen nicht möglich machen oder es doch an bestimmte Bedingungen – des Wohlerhaltens, der Anpassung oder der ›Normalität‹ – knüpfen; es sind die Strukturen und Verhältnisse, an denen Menschen sich reiben; es sind bestimmte Lebensmöglichkeiten, die als begrenzt und Lebenssituationen, die als begrenzend erfahren werden. (Kessl und Maurer 2009, S. 94)

Die »Denkfigur der ›Grenzbearbeitung‹« (Maurer 2018a, S. 113) beschreibt nun zweierlei. Einerseits rücken »die gesellschaftlichen Verhältnisse als ›gegebene‹ und machtvoll wirksame« in den Blick – also die Verhältnisse, auf die (nicht nur) sozialarbeiterische/sozialpädagogische Praxis trifft. Susanne Maurer verweist hier etwa auf das »System der Zweigeschlechtlichkeit oder [auf] Denkweisen und Praktiken, die auf rassifizierenden Kategorisierungen beruhen« (Maurer 2018b, S. 22). Andererseits lassen sich »die vielfältigen Versuche, diese in kritisch-utopischer Absicht zu problematisieren und für neue, gerechtere, solidarische

Möglichkeiten zu öffnen« (Maurer 2018a, S. 113), in den Blick nehmen beziehungsweise ein Beitrag dazu leisten.

Fabian Kessl und Susanne Maurer (2009, S. 94) beschreiben Soziale Arbeit/Sozialpädagogik, und zwar als pädagogische Praxis sowie als Wissenschaft, als »an der Produktion und Reproduktion von Grenzen beteiligt, [sie] ist Grenzzieherin und auch Grenzverteidigerin.« Bildungstheoretisch argumentiert Fabian Kessl (2021) mit dem Begriff der *Grenzbearbeitung* – und in Abgrenzung zu Begriffen wie *Grenzssetzung* (etwa im Sinne einer Pädagogik vom Erwachsenen aus) und *massiven Grenzüberschreitungen* (etwa im Sinne von Gewalt) – dafür, pädagogisches Handeln als ein solches zu verstehen, dass zu Zukunftsoffenheit beiträgt und nicht auf Begrenzung zielt. »Nur wenn wir als Pädagog:innen Situationen so gestalten, dass sie zukunfts offen sind, das heißt nicht an ein fixiertes Ziel und eine fixierte Vorgabe gebunden werden, können *Bildungssituationen* daraus werden« (ebd., S. 43). Daraus folgt, dass Grenzen »aus pädagogischer und erziehungswissenschaftlicher Sicht immer auch daraufhin zu befragen [sind], ob sie Bildung behindern oder sogar verhindern« (ebd., S. 44). Aufgabe (nicht nur) von sozialarbeiterischer/sozialpädagogischer Praxis sei es, »Ansatzpunkte für die Freilegung anderer möglicher Formen zu markieren und damit zugleich – ganz praktisch – Grenzverschiebungen oder auch -delimitationen zu ermöglichen« (Kessl und Maurer 2009, S. 95). Susanne Maurer (2018b, S. 26) markiert hierfür drei Momente der Grenzbearbeitung: das »Kennzeichnen und Markieren von Grenzen«, die »Kritik der Verhältnisse« und »Versuche/Praktiken der Transformation bzw. Subversion«. Ein besonders Potential sehen Fabian Kessl und Susanne Maurer hier in rekonstruktiven Analysen, die darauf zielen müssten, »hegemoniale Grenzziehungen aufzudecken, um ›verdeckte Räume‹ ebenso sichtbar machen zu können wie bestehende räumliche Beschränkungen« (Kessl und Maurer 2018, S. 18). Deutlich wird hier, dass in diesem kritisch-reflexiven Verständnis von Sozialer Arbeit/Sozialpädagogik »Denken und Perspektive der Grenzbearbeitung [...] auf Wissenschaft und professionelle Praxis zugleich« (ebd., S. 19) bezogen werden.

b) *Zu Grenzen der Erziehungswissenschaft nach außen und nach innen*: Grenzen, ihre Reflexion und Bearbeitung sind in der erziehungswissenschaftlichen Selbstthematizierung ein wiederkehrendes und in unterschiedlicher Weise verwendetes Motiv (Müller et al. 2013a; Hofbauer et al. 2023; Stadler-Altman und Gross 2019). Beschrieben wird die Disziplin »sowohl in ihrer inneren Gestalt, in ihren Teildisziplinen und Forschungsfeldern, wie auch in ihrem Verhältnis nach außen, ihrem Bezug zur Erziehungspraxis, zur Bildungspolitik und zu ihren Nachbardisziplinen« (Müller et al. 2013a, S. 19). Kursorisch und ohne Anspruch auf Vollständigkeit möchten wir im Folgenden einen Überblick zu Auseinandersetzungen mit Grenzen der Erziehungswissenschaft geben.

Das Motiv der Grenze findet sich *erstens* in Thematisierungen des Verhältnisses von *Theorie und Praxis* (Stadler-Altman und Gross 2019; Bütow et al. 2018; Patry 2018) – und zwar unterschiedlich konturiert. Beispielsweise markiert Jean-Luc Patry (2018) die Grenzen zwischen Theorie als Aussagesystem und Praxis als Tätigkeit sowie zwischen Theorie, die Allgemeinheit beansprucht, und Praxis, die durch Konkretheit gekennzeichnet ist. *Zweitens* zeigt sich die Rede von Grenzen in der Auseinandersetzung mit *Teil- und Subdisziplinen* der Erziehungswissenschaft. Ein aktuelles Beispiel ist die Auseinandersetzung mit der »Frage nach Stellung und Kontur der Allgemeinen Erziehungswissenschaft« (Bünger und Jergus 2021, S. 83; Jergus et al. 2022). Ein weiteres Beispiel sind Auseinandersetzungen mit Grenzen zwischen Pädagogik, Erziehungswissenschaft, Bildungswissenschaft und Empirischer Bildungsforschung (Glaser und Keiner 2015; Terhart 2012; Vogel 2016). *Drittens* werden das Verhältnis der *Erziehungswissenschaft zu anderen Disziplinen* und damit Fragen der *Interdisziplinarität*, weiter gefasst auch der *Transdisziplinarität*, unter Verwendung des Motivs der Grenze verhandelt (Bütow et al. 2018; Müller et al. 2013a). Beleuchtet werden »theoretische, method(olog)ische und empirische Grenzgänge [...], die sowohl mit einer Eingebundenheit in spezifische fachliche Disziplinen und die daran geknüpften wissenschaftstheoretischen Positionen als auch mit der Notwendigkeit eines Blickens ›über den Tellerrand hinaus‹ einhergehen« (Kondratjuk et al. 2023, S. 4). *Viertens* finden sich Analysen der *Sozialität und Historizität der Erziehungswissenschaft*, also der Eingebundenheit in jeweils spezifische gesellschaftliche Verhältnisse, die unter Verwendung des Grenzbegriffs zum Beispiel das Verhältnis zu Gesellschaftsbereichen wie Politik oder Wirtschaft reflektieren oder etwa die disziplinäre Verwebung in rassistische und koloniale Verhältnisse in den Blick nehmen. Mechthild Gomolla (2023, S. 73) analysiert, wie über spezifische Entgrenzungen von Bildung, Ökonomie, Politik und Forschung im Zuge der Implementierung einer datenbasierten Schulsteuerung »Schüler*innen wie Eltern mit Migrationsgeschichte [...] primär als Defizitträger*innen positioniert« werden, wodurch institutionelle und strukturelle Barrieren als auch die (Re)Produktion von Differenz in schulischer Praxis unbeleuchtet bleibt.

c) *Zur migrationspädagogischen Reflexion von Grenzen*: Migrationspädagogische Fragestellungen fokussieren Prozesse des Unterscheidens und des Hervorbringens von Differenz in der Migrationsgesellschaft (Mecheril 2010). Dem Begriff der Grenze kommt dabei insofern Bedeutung zu, da Migration als Bewegung über Grenzen gedacht wird (Geier und Mecheril 2021). Grenzen können sich dabei in unterschiedlicher Weise zeigen – etwa als nationalstaatliche, als sprachliche oder als kulturelle Grenzen, deren Historizität und Kontingenz betont wird (ebd.). Das Forschungsinteresse richtet sich etwa darauf, welche Ordnungen sich

(auch über wissenschaftliche Kategorien, Theorien und Methodologien) im Zuge von Migrationsbewegungen (re)produzieren. Wie etwa über Grenzziehungen zu imaginierten Anderen, »z.B. die Nation in Abgrenzung zum Fremden, Zivilisation zur Barbarei, Hochkultur zum Populären usf.« (ebd., S. 177), bestimmte homogenisierende Selbstverständnisse gerade über Abwertungen hergestellt werden, die etwa koloniale und rassistische Selbst- und Weltverhältnisse weitertragen; wie sich aber auch Ordnungen konstituieren, die durch Mehrfachzugehörigkeiten, Hybridität oder transnationale Lebenswelten gekennzeichnet sind.

Dieser selektive Einblick zeigt: soziale Grenzen werden in der Erziehungswissenschaft in ganz unterschiedlicher Ausprägung beforscht. Eine Gemeinsamkeit dieser Zugänge scheint uns ihre Gegenstandsbezogenheit zu sein (wobei eben unterschiedliche Gegenstände in den Mittelpunkt rücken) – beforscht werden sozialpädagogische Fragestellungen, Grenzen der Disziplin und natio-ethno-kulturelle Grenzkonstellationen. Grenzen werden dabei ausgehend von ihrer empirischen Bedeutsamkeit zum Gegenstand. Dies zeigt sich konkret, wenn Susanne Maurer ausführt, dass sich »Grenz Aspekte von Seiten der Fachkräfte, aber auch von Seiten der Nutzer_innen oder Nicht-Nutzer_innen Sozialer Arbeit her bestimmen [lassen]; der Blick richtet sich dabei stets auf das Umfeld, in dem Soziale Arbeit stattfindet, den Kontext, in dem sie situiert ist, die gesellschaftliche Dynamik insgesamt« (Maurer 2018b, S. 27). Auch Jean-Luc Patry nimmt eine akteur:innenzentrierte Perspektive ein, wenn er ausführt: »Ein Grenzübergang wird dann anzusprechen sein, wenn [...] eine (Gruppe von) Person(en) [...] aus welchen Gründen auch immer von einer ›Welt‹ in eine andere [...] übergehen soll(en) oder will (wollen)« (Patry 2018, S. 35). Den Grenzübergang beschreibt er dann entweder als »*physisch*« oder »auch *in Gedanken*« (ebd., S. 40), also jeweils gedacht als eine Tätigkeit von Personen. Die Gegenstandsorientierung hat auch zur Konsequenz, dass sich wenige Berührungspunkte zwischen den genannten Forschungslinien zeigen – dies betrifft in Teilen die gewählten Theorie-Bezüge als auch die Autor:innen, die sich unserer Beobachtung nach in unterschiedlichen erziehungswissenschaftlichen Communities bewegen. Oder anders formuliert: die unterschiedenen Perspektiven auf Grenzen befruchten sich wechselseitig kaum, sie bewegen sich in eigenen referentiellen Rahmen.

Diese Beobachtung bestätigt zunächst die von Susanne Maurer betonte »Unschärfe und Offenheit [des Grenzbegriffs] (vgl. dazu auch Gamm 2000; Schmerl/Großmann 1996), durch die – immer wieder neu konkret zu füllende – ›Wendbarkeit‹ des Bildes ›Grenze‹ [ergeben sich] auch immer wieder neue Eingriffs-, Einhak- und Ansatzpunkte für eine Auseinandersetzung« (Maurer 2018b, S. 21). Für unsere Auseinandersetzung mit sozialen Grenzen ist diese Ubiquität des Grenzbegriffs zunächst wichtig, als das sie mannigfache Einstiegsmöglichkeiten in die

Theoretisierung von Grenze schafft. Anders als bei den dargestellten Forschungssträngen liegt unser Fokus dann aber auf der sozialtheoretischen Ausdifferenzierung und der Entwicklung der Forschungsperspektive sozialer Grenzen und Grenzbearbeitungen als multiperspektivische Forschungspraxis. Wir machen folglich einen sozialtheoretischen Claim. So wie die Begriffe Praxis und Diskurs in ihrer sozialwissenschaftlichen Verwendung unmittelbar auf sozialtheoretische Perspektiven verweisen, möchten wir dazu einladen, auch den Begriff der Grenze aus seiner empirischen Selbstverständlichkeit zu lösen und ihn (multiperspektivisch) sozialtheoretisch auszuformulieren, also als einen sozialtheoretischen Begriff zu verstehen. Für diesen sozialtheoretischen Claim ist es zentral, von dem Akteur:innenbezug, der sich womöglich durch die Praxisorientierung in der Erziehungswissenschaft aufdrängt, Abstand zu nehmen. Sozialtheorien eröffnen gerade eine Perspektive auf das Soziale, die in der Betonung von Institutionen, Organisationen, Subjektpositionen und Subjektivierungsweisen, praktischem Wissen, Habitus, diskursiven Formationen etc. das Soziale in Abgrenzung zu einer Perspektive auf (Einzel)Personen bestimmt – und damit einen Bruch zu Perspektivierungen herstellt, die zum Beispiel Gesellschaft als Summe (rational) handelnder Personen verstehen. Das Soziale ist gerade nicht die Summe einzelner Akteur:innen, sondern beschreibt emergente Ordnungen, die in ihrer Kontingenz und Historizität gedacht werden. Wie solche Ordnungen ausbuchstabiert und beforscht werden können, hängt von der Wahl der jeweiligen Sozialtheorie ab – und weil Sozialtheorien nie in ihrem Gegenstand gründen, sondern mögliche Perspektiven neben anderen sind, die bestimmtes scharfstellen, anderes aber auch verunklaren, ist es wichtig, an einer multiperspektivischen Forschungspraxis zu arbeiten.

Für dieses Vorhaben lassen sich im dargestellten erziehungswissenschaftlichen Forschungsdiskurs durchaus Anknüpfungspunkte ausmachen, wenn es etwa Susanne Maurer »um die Markierung der eigenen Wahrnehmungsgrenze [geht], in einer Bewegung der kritischen Selbstreflexion« (Maurer 2018b, S. 27). In unserer Arbeit möchten wir die eigenen Wahrnehmungsgrenzen insbesondere auf sozialtheoretischer Ebene reflektieren beziehungsweise durch eine multiperspektivische Forschungspraxis einen produktiven Umgang mit eigenen Wahrnehmungsgrenzen finden. Durch die Unterscheidung der sozialtheoretischen Ebene, der Ebene der Theorien begrenzter Reichweite und der gesellschaftstheoretischen Ebene (Lindemann 2016), die unserer Beobachtung nach nicht explizit in dem dargestellten erziehungswissenschaftlichen Diskurs vollzogen wird, scheint es uns zudem möglich, einen differenzierteren Umgang mit Theorien zu finden.

Abschließend möchten wir zwei Argumente stark machen, die aus unserer Sicht das Potential der von uns herausgearbeiteten Perspektive für die Erziehungswissenschaft betonen:

1) In Grenzbearbeitungen emergieren soziale Ordnungen. Empirisch kann beispielsweise beobachtet werden, wie sich über Grenzziehungen gesellschaftliche Felder oder Gemeinschaften konstituieren. Dabei hängt es von den jeweiligen Grenzziehungen ab, welche Logiken, Selbstbeschreibungen oder Subjektpositionen und mit ihnen verbundene (asymmetrische und hierarchisierende) Ein- und Ausschlüsse entstehen (siehe zum Beispiel Abbott 1995a zur Entstehung der Sozialen Arbeit, Gieryn 1983 und 1999 zur Grenzarbeit zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft sowie Hirschauer 2021 zur Grenzbildung zwischen Menschengruppen entlang von zum Beispiel class, gender oder race). Grenzbearbeitungen sind aus dieser Perspektive also zentral für die Emergenz, für das *Herausbilden* von spezifischen Ordnungen und damit verbundenen Selbst- und Weltverhältnissen. Sie vollziehen sich gerade nicht zwischen statischen Entitäten, die einfach da sind und denen ein Wesenskern zugeschrieben wird, sondern sie bringen Entitäten erst hervor und verändern sie fortlaufend. Für eine Disziplin wie die Erziehungswissenschaft, die mit Begriffen wie Erziehung und Bildung ihr Interesse gerade auf die (Un)Möglichkeiten und Modi des Anders-Werden-Könnens richtet (und dabei mit individuellen Bildungsverläufen, Institutionen und Organisationen sowie mit dem Bildungswesen, wenn nicht sogar der Gesellschaft insgesamt, auf ganz unterschiedlichen Ebenen ansetzt), sehen wir daher im Begriff der Grenzbearbeitung großes Potential. Weil erziehungswissenschaftliche Forschung selbst Grenzen zieht und bearbeitet – etwa zwischen Schüler:innengruppen – und selbst auf ihren Gegenstand zurückwirkt, betrachten wir soziale Grenzen und Grenzbearbeitungen zudem als Einstiegspunkte für eine selbstkritische Revision der eigenen Grenzarbeit (Maurer 2018b).

b) Das Potential für die Erziehungswissenschaft zeigt sich unseres Erachtens nach auch in der Offenheit des Grenzbegriffs und in seiner Anschlussfähigkeit an den alltäglichen Sprachgebrauch. Für die Erziehungswissenschaft ist das Aufeinandertreffen verschiedener Wissensformen charakteristisch. Gerade der Handlungsbezug sorgt für eine fortlaufende Bearbeitung der Frage, wie die Praxis der Wissenschaft und die Praxis in pädagogischen Handlungsfeldern zu relationieren sind (Böhme et al. 2018; Gross und Stadler-Altman 2019). Die Begriffe der sozialen Grenze und der Grenzbearbeitung – so unsere Annahme – können zwischen Wissensformen der Erziehungswissenschaft oder zwischen Theorie und Praxis eine Scharnierfunktion erfüllen beziehungsweise sie aus dieser Verbildlichung lösen und in ihrer Verschränkung reflektierbar machen. In pädagogischen Handlungsfeldern oder auch in der Lehr- und Forschungspraxis ermöglichen sie zunächst voraussetzungsarme Problembeschreibungen. Ausgehend von diesen kann in weitergehende und sozialtheoretisch gerahmte Analysen eingestiegen werden, aus denen sich potenziell neue Perspektiven auf die jeweilige Praxis ergeben.

Multiperspektivische Epistemologie sozialer Grenzen und Grenzbearbeitung

Unsere Ausführungen zu sozialen Grenzen und Grenzbearbeitungen abschließend möchten wir die epistemologische Verortung der von uns verfolgten multiperspektivischen Forschungspraxis auf den Punkt bringen.

Unser Vorhaben verstehen wir als postfundamental (Marchart 2016; Bührmann 2020). Damit weisen wir *letzte* Gründe und soziale Fundamente zurück. Dies bedeutet nicht, dass es keine Gründe für die Existenz sozialer Grenzen oder gar die Wahl einer Sozialtheorie gibt. Vielmehr ist aus dieser Perspektive von Interesse, wie sich Gründungen vollziehen, die immer als vorläufig zu verstehen sind. Soziale Grenzen und Ordnungen sind damit auf kontingente temporäre Unterbrechungen eines letztlich infiniten Prozesses von Gründungsversuchen des Sozialen angewiesen. Dies gilt auch für (wissenschaftliche) Beobachtungen sozialer Grenzen, die über die jeweiligen (sozial)theoretischen Setzungen Reflexionsschleifen – etwa darüber, was das Soziale als Gegenstand überhaupt ist – vorläufig stillstellen und so bestimmte Grenzziehungen vornehmen und damit erst Forschung ermöglichen. Diese Grenzziehungen können dann wiederum auf den untersuchten Gegenstand zurückwirken. Andrea D. Bührmann (2020, S. 13) spricht in diesem Zusammenhang dann von einem *reflexiven Konstruktivismus*, wenn »die (beobachteten) Konstruktionsprozesse und deren Folgen – also die Konstrukte und deren Folgen für und auf die (sozialen) Konstruktionsprozesse – als auch die Folgen der wie auch immer gearteten Beobachtungen dieser Konstruktionsprozesse und deren Konstrukte mit in die Analyse einbezogen« werden.

Ein solcher Postfundamentalismus geht schnell mit dem Vorwurf einher, hier werde einem Relativismus die Tür geöffnet (Vogelmann 2022, 2021b). Dieser bemängelt, dass »ohne souveränen epistemischen Standpunkt [...] wissenschaftliche Praktiken und das von ihnen hervorgebrachte Wissen keine epistemische Autorität mehr« (Vogelmann 2022, S. 309) besäßen. In der Absehung von letzten Gründen, so der Relativismusvorwurf, könne Wahrheit letztlich für alle Aussagen beansprucht werden, die indifferent nebeneinanderstünden (ebd.).

Diesen Vorwurf und die in ihm enthaltene »versteckte Idealisierung von Wahrheit und Wissenschaften« (ebd., S. 298) weisen wir mit Frieder Vogelmann zurück. Gegen eine Idealisierung von Wissenschaft arbeitet er an einem »realistischen Verständnis von wissenschaftlichen Praktiken« (ebd., S. 309). Wahrheit wird hier nicht an einen – ohnehin nicht möglichen! – Feldherrenblick oder Gott-Standpunkt geknüpft (von denen aus die Dinge so gesehen werden können, wie sie sind). Vielmehr vertreten wir ein »nichtsouveränes Wahrheitsverständnis« (ebd., S. 310), das erst über konkret situierte Praktiken Geltung beansprucht,

die angefochten werden können. Aussagen zu sozialen Grenzen können beispielsweise dann als wahr anerkannt werden, wenn sie offenlegen, was überhaupt als das Soziale verstanden wird und wie dieses so gefasste Soziale über bestimmte Erhebungs- und Auswertungsmethoden dahingehend in den Blick genommen werden kann, wie sich soziale Grenzen hier zeigen. Wahrheit emergiert zum Beispiel, wenn wir uns eine sozialtheoretische Perspektive zu eigen machen und erkennen, wie sich uns das Soziale durch diese Perspektive und den aus ihr folgenden Methoden (anders) zeigt. Innerhalb einer Sozialtheorie kann dann um adäquate/bessere Methoden gerungen werden, mit denen sich dann erst recht Wahrheitsansprüche plausibilisieren lassen (etwa dann, wenn über ein bestimmtes methodisches Vorgehen eine Sättigung der formulierten Theorie begrenzter Reichweite in Anspruch genommen werden kann). Die Grenze zwischen wahr und falsch verwischt hier nicht, weil es innerhalb sozialtheoretischer Perspektiven selbstverständlich richtige und falsche Aussagen gibt. Der Wahrheitsstatus einer Sozialtheorie gegenüber einer anderen bleibt jedoch in Bezug auf die Theoriewahl prekär. Er muss sogar prekariert werden können, soll verhindert werden, dass eine bestimmte Sozialtheorie dogmatisch wird – in dem Sinne, dass das Soziale beispielsweise nur noch als Praxis, Diskurs oder Kommunikation in den Blick rückt.

Das Absehen von *letzten* Gründen fordert also dazu auf, einen multiperspektivischen Umgang mit Sozialtheorien zu finden. Diese liegen nicht indifferent nebeneinander, sondern wir behaupten, dass auch für die Wahl von Sozialtheorien, wie auch für die Wahl von Methoden, Gründe gefunden werden können, die überzeugend sind. Gründe, die etwa dazu führen, in einer bestimmten Phase der Forschung in eine bestimmte Sozialtheorie einzusteigen. Welche Gründe das sein könnten, möchten wir über unsere Arbeit an Gütekriterien der Wahl von Sozialtheorien (Kapitel VII) erschließen helfen.